Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 111 (1970)

Artikel: Im Doktorhaus am See
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033608

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Doktorhaus am See

Erzählung aus der Urschweiz von
Josef von Matt

Ursprünglich war vorgesehen, das Fest im Garten zu veranstalten. Der alte Marti hatte seit Tagen die Blumenbeete hergerichtet, den Rasen gemäht, das Unkraut ausgerupft und den breiten Plattenweg dem See entlang mit einer harten Bürste gefegt. Dann war aber am Abend zuvor eine breite Wolkenwand über Berg und See dahergekommen, und am Morgen lag Nebel über dem Wasser. Ein leichter, fahriger Nebel, wie er einem angenehm kühlen Herbsttag wohl ansteht und der schon am Vormittag in den blauen Himmel hinauf verschwindet.

Nun glitzert die Sonne in den leichten Wellen, die an die Ufermauern plätschern, leuchtet in die festlich gezierte Stube des Doktorhauses hinein, zaubert einen Seidenglanz auf das Nußbaumtäfer und die feinen Möbel, spielt in den Farben der Blumen auf der Kredenz und dem mächtigen Tisch und geistert auch auf den kunstvoll frisierten Haaren der Damen und ihren schillernden Kleidern. Ein köstliches Mahl wird aufgetragen, geschätzt, gerühmt und genossen. Edle Weine funkeln in den Gläsern. Was an feinem Porzellan und Silberbesteck in Truhe und Schrein aufbewahrt gewesen, ist auf dem Tisch ausgebreitet und erfreut die Augen der Hausfrau und der Gäste. Flinke Hände reichen die Speisen, füllen die Gläser, wechseln die Teller und dienen dem Wohlbehagen der frohen Gesellschaft.

Der Hausvater schaut immer wieder auf die beiden jungen Leute, die eng beieinander am Ehrenplatz der Tafel sitzen, sich heimliche Worte zuflüstern und nicht großen Appetit zeigen. Und da er sieht, daß ihre Hände unter dem Tischrand verschwinden, ruft er ihnen zu: «Halt, Charlotte, Hände hoch, wir wollen nicht hintergangen und nicht überrascht werden!» Der jungen Tochter steigt vom Hals her eine glühende Röte ins Gesicht, sie wendet es ihrem Vater zu und meint: «Du siehst aber auch alles. Nichts bleibt deinen Augen verborgen. Ich bin froh, daß ich bald deinen scharfen Blicken entfliehen kann.»

Auch Norberts Hände kommen wieder zum Vorschein, doch kann er die hell blitzenden Dinge nicht verbergen. Er legt sie auf den Tisch, verbeugt sich höflich und sagt: «Ganz nach deinem Wunsch, lieber Herr Papa, so will ich in aller Form und Feierlichkeit und vor aller Augen deine geliebte Tochter Charlotte zu meiner Braut erküren, und sie mit diesem goldenen Reif an das Gelöbnis binden», und steckt mit einer liebevollen Bewegung den glänzenden Ring an ihren Finger. Nicht weniger gewandt und geistesgegenwärtig erhascht das Mädchen den größeren Verlobungsring und die kräftige Hand ihres Bräutigams und spricht: «Und du, mein lieber Weltenbummler und Vagant, dich will ich nun für immer fesseln und an meinem Ufer verankern, halte still, dieser Rettungsring wird dich von deinem Fernweh heilen.»

Noch bleiben alle Blicke wie gebannt auf das Paar gerichtet, kein Laut stört die Weihe dieser Augenblicke, da sich die Lippen der Verlobten finden und ihre Liebe innig besiegeln. Erst da sie sich aus ihrer zärtlichen Umarmung lösen, erheben sich die Hände, die Gläser, die Gestalten, kommen die feinen Damen und die geschniegelten Herren um den Tisch, stossen an, wünschen Glück. Frau Luzia kommt behend herzu, um ihre Tochter zu umarmen und dann mit Würde den Kuß ihres zukünftigen Schwiegersohns entgegen zu nehmen und auch in sanfter und mütterlicher Art zu erwidern.

Dr. Bernhard läßt sein Glas an den zierlichen Kelchen der Brautleute erklingen, stellt es dann behutsam auf den Tisch, ergreift mit Rührung der beiden Hände und spricht mit Feierlichkeit: «Meine lieben Kinder, möge der allmächtige Gott Euer

Gelöbnis festigen und segnen und Euch in seine Liebe und Barmherzigkeit einschließen, jetzt und durch viele glückliche Jahre.» Dann geht er mit festem Schritt zu den Fenstern hinüber, die eine weite Sicht über den blauen See freigeben, er schaut auf die Büsche und Blumen im Garten, zwischen den schlanken Pappeln hinaus auf das stille Wasser, um seine feuchten Augen zu verbergen.

Indessen hat sich Norberts Mutter zur glücklichen Braut gesellt, sie herzlich in die Arme genommen, ihr liebe Worte ins Ohr geflüstert. Und ihr breitschulteriger Herr Gemahl, sonnengebräunt und militärisch aufrecht, drängt sich herzu, beglückwünscht seinen Sohn mit einem gewaltigen Männerhändedruck, schaut ihm in die Augen wie ein Adler so scharf. Und doch leuchtet in seinem Blick Freude und Stolz auf und auch herzliche Freundschaft.

Dicht umdrängt von Onkeln und Tanten nehmen die beiden Glücklichen die guten Wünsche und auch die bewundernden Worte entgegen. Unterdessen findet der jüngste Bruder Charlottes Zeit, aus den Blumengebinden die schönsten Rosen zu stibitzen, sie zu einem mächtigen Strauß zu vereinen und das gewaltige Bouquet mit einem eleganten Knix der Braut zu überreichen. Mit spitzbübischem Lächeln sagt er dazu: «Ich schenke dir, geliebte Schwester, diese herrlichen Rosen als Reuegabe für alle meine Untaten und zum Unterpfand meiner endgültigen Besserung.» «Ist aber auch höchste Zeit, du Lausbub», lacht die Beschenkte, «ich werde dich jederzeit an dieses Versprechen erinnern, das Datum bleibt mir im Gedächtnis haften. Paß auf!»

Nun ist die strenge Tafelordnung gelockert. Kaffeeduft steigt aus den Tassen auf, und ein blaues Räuchlein weht von Dr. Bernhards schwarzer Zigarre her. Die Mütter der Verlobten setzen sich zusammen und genießen das Vergnügen, ihren Sohn, ihre Tochter gelobt und gerühmt zu hören, Lob und Ruhm auszuteilen und für sie herrliche Zukunftspläne zu flechten. Für beide ist dies das erste Mal, daß sich eines ihrer Kinder verlobt. Die kurzen Stunden des Zusammenseins wollen darum bis zum Rand ausgefüllt sein.

Die Sonne lockt und die Wärme des herbstlichen Nachmittags. In kleinen Gruppen begibt sich die Gesellschaft in den Garten, wandelt zwischen Busch und Baum. Guido, Charlottes Bruder und Student der Medizin, eilt seiner Schwester nach, führt sie zum Holderbusch, der seine Dolden über die Seemauer hinausstreckt und sagt zu ihr: «Hübsch hast du dich ausstaffiert. Großmutters Schmuck liegt prachtvoll um deinen Hals. Das Kleid ist wahrhaft erste Klasse. Ich bin plötzlich stolz, daß ich eine so schöne Schwester habe, was ich leider erst heute entdecke. Nur möchte ich dich bitten, deine Zukunftsabsichten nicht so schamlos auszukündigen.»

Charlotte erschrickt ob dem Ernst, der in den letzten Worten liegt und frägt: «Was meinst du damit? Ich verstehe nicht.» «Komm, dreh dich um, ich will dich von allen Seiten betrachten», sagt er. Und da sie sich folgsam umwendet, liest er laut vor, was auf einem angehefteten Zettel auf ihrem Rücken geschrieben steht: «Frachtgut für Südamerika! Zerbrechlich!»

«Das hat mir gewiß Oswald angehängt», jammert sie, «und vor einer Stunde hat er mir hoch und heilig endgültige Besserung versprochen.» Guido löst sorgfältig das kleine Plakat von ihrem Kleid und sagt: «Aber du willst doch nicht im Ernst mit Norbert dorthin. Argentinien ist ein Pulverfaß, politisch sehr gefährlich. Ich bin leider in letzter Zeit mit meinen Examen zu sehr belastet gewesen, konnte mich nicht um dich kümmern, ich hätte dir Südamerika mit dicken, schwarzen und roten Farben ausgemalt, das ist ja Unsinn. Warum muß Norbert in Rosario arbeiten. Für einen Doktor der Chemie gibt es hier und in Europa gute Stellen genug.»

«Ei, ei, hör zu», höhnt Charlotte, «mein lieber Bruder ist besorgt um mich! Das sind ja ganz neue Aspekte. In letzter Zeit hast du dich um mich gekümmert, wenn ich dir langweilige Arbeiten in die Schreibmaschine tippen mußte, wenn Vater mit Geld für deine speziellen Ausgaben flüssiger gemacht werden sollte, wenn Mutter

unglücklich war, weil du nie nach Hause kamst. Und jetzt hast du plötzlich Angst um meine Zukunft, Angst um mein Leben. Das ist nett von dir, Guido, aber leider etwas spät.»

Guido setzt sich auf die Mauer, wiegt seinen Kopf bedächtig hin und her und meint: «Gewiß, gewiß, du hast recht. Aber du weißt ja selbst, wie bedrängt und gehetzt das heutige Studium ist. Aber sei doch vernünftig. Ein Mitstudent, ein Argentinier, hat mir von dort berichtet. Informationen aus erster Quelle, die Zustände sind lebensgefährlich, ich beschwöre dich!»

Lächelnd schaut die Schwester auf Guidos ernste Miene: «Ich bin überrascht, dich plötzlich so teilnahmsvoll zu finden. Ich bin auch wirklich erstaut, daß du dir Zeit genommen hast, dich aus den vielen Verpflichtungen zu lösen und an meine Verlobungsfeier zu kommen. Das freut mich sehr. Aber bevor du dir so viel Herzenskummer machst, möchte ich dir raten, dich an zuverlässiger Stelle über meine Zukunftsaussichten zu orientieren. Dein Schmerz ist nutzlos. Dein Kummer ist umsonst. Ich gehe nicht nach Rosario und nicht nach Südamerika. Suche dir jetzt ein Glas und nimm einen kräftigen Schluck. Und ich suche indessen meinen geliebten Verlobten.»

Die Frage nach dem vollkommenen Glück.

Wenn sich zwei fremde Familien von einem Tag zum andern als verwandt empfinden, wenig voneinander wissen und sich doch gedrängt fühlen, Vertraulichkeiten auszutauschen, sich bemühen, Neues und Intimes zu erfahren und möglichst wenig von den eigenen Heimlichkeiten zu verraten, dann verrinnen die Stunden im Eiltempo.

Der Abendschatten legt sich auf den See und steigt an den Bergen hoch. Ein kühler Luftzug mahnt zur Abreise. Noch werden Schalen mit Knusperleckereien aufgetragen und Gläser vollgeschenkt. Die große Stube füllt sich wieder mit plaudernden Damen und rauchenden Herren. Die alten Zeiten werden auferweckt und gerühmt.

Nun drängen sich die Gäste um die glückliche Verlobte.

In der Küche werden hastig Platten garniert. Das Geschirr liegt in hohen Schichten zum Abwaschen bereit. Frau Luzia erteilt den Hilfskräften erregt ihre Anweisungen. Elisabeth, die Stütze der Hausfrau mit hochrotem Kopf, sollte hundert Hände haben um Gläser auszureiben, Mäntel zu holen, Aschenbecher zu leeren und ist noch so jung. Hat noch nie eine große Gesellschaft bedient, weiß sich kaum zu helfen

und eilt durch alle Türen und die Stiege auf und ab.

In seinem hausväterlichen Armlehnstuhl sitzt Dr. Bernhard in aller Ruhe inmitten seiner Gäste. Er hört und spricht, und seine Blicke wandern rings umher mit Wohlgefallen. Er hat lange mit dem Vater seines zukünftigen Schwiegersohns gesprochen, von seinen weiten Reisen in fernen Kontinenten. Dieser ist im Auftrag einer Weltfirma, zur Montage komplizierter Maschinen und technischer Einrichtungen, so weit in der Welt herumgekommen und muß in den nächsten Tagen nach Afrika verreisen. Hat sich vom Mechaniker zum Techniker heraufgearbeitet und ist nun vielbegehrter Spezialist. Ein Mann, der den Hunger kennt, die trostlose Einsamkeit unter tausend fremden Gesichtern, die unendliche Weite unfruchtbarer Landschaft und die Hast übervölkerter Städte. Er berichtet ohne ruhmsüchtiges Beiwerk und mit trockenem Humor. Er brüstet sich nicht mit seinem Stolz über das Erreichte, aber die Freude leuchtet aus seinen Augen, daß sein Sohn die Tochter eines Arztes, eines wohlangesehenen und gediegenen Mannes als Frau heimführen wird. Dr. Bernhard hört ihm gerne zu. Er hat in seiner Praxis viele Menschen kennen gelernt, versteht es in den Gesichtern zu lesen und den Charakter zu ergründen, hat ein Gespür für das Echte und Solide und achtet den Mann, der so ehrlich und ungeziert mit ihm spricht.

Charlotte empfindet die Kühle des Abends nicht unangenehm. Sie sitzt in einem Korbstuhl neben ihrem Verlobten, den Blick dann und wann auf den in Dämmerung versinkenden See gerichtet, wenn er nicht damit beschäftigt ist, in den Zügen ihres Geliebten zu lesen.

«Warum kann der Mensch nie vollkommen glücklich sein?» frägt sie ihn, «warum muß immer ein Schmerz in der Freude wühlen?» Norbert richtet sich auf und sagt erstaunt: «Ich bin vollkommen glücklich. Seitdem ich von deiner Liebe weiß und seitdem ich deiner gewiß bin, ist mein Glück erfüllt.» Das Mädchen betrachtet den breiten goldenen Ring an ihrem Finger, dreht ihn spielend rundum und frägt: «Du denkst nicht daran, daß du in einer Woche fortfliegst über das weite Meer für lange Zeit?» Er lächelt ihr zu und meint: «Ich könnte daran denken, aber ich will nicht. Der heutige Tag ist so mächtig und so herrlich, daß ich nicht an morgen denken kann. Wenn der Abschied kommt, dann ist es noch früh genug und auch schlimm genug, aber heute, nein, laß uns jetzt im ungeteilten Glück versunken bleiben.»

Ein Segelboot zieht vorbei, die Tücher prall vom Wind gestrafft. Charlotte nimmt das Gespräch wieder auf, sobald das Boot hinter den Bäumen verschwindet: «Wie kannst du so dem Augenblick leben. Du gehst in ein gefährliches Land, zu Menschen, die auf andere Weise leben, die du nicht kennst und du läßt mich in meinen Ängsten um dich zurück und sagst, du seist vollkommen glücklich, das versteh ich nicht.» Nun kann Norbert nicht mehr ruhig in seinem bequemen Stuhl sitzen. Er steht auf, nimmt Charlottes liebes Gesicht in seine beiden Hände, neigt sich tief zu ihr hin und flüstert: «Ich weiß dir Rat, Liebes, und wenn du ihn befolgst, sind alle Nöte und Kümmernisse verflogen, verblasen wie Daunenfedern im Wind. Du mußt nur ein kleines winziges Wörtchen sagen, dann ist unser Glück vollkommen. Komm mit mir! Kommst du mit mir nach Rosario? Sag ja! Die Reise verschieben, die Hochzeit beschleunigen, den Vater überreden, die Mutter beschwichtigen, das überlaß alles mir, sag nur die einzige Silbe, sag ja!»

Mit den Verwandten hat es seine Schwierigkeiten. Wenn man sie braucht, sind sie meist fort. Und wenn man sie in weite Ferne wünscht, sind sie da. Just in dem Augenblick tauchen Tante und Onkel auf, suchen die beiden Verlobten, wollen sich verabschieden, kommen mit Glückwünschen und Lobsprüchen, bleiben dann doch noch einen Augenblick, eine kurze Stunde, lassen sich in den nächsten Stuhl fallen mit Mantel, Hut und Handtasche und können sich nicht trennen von dem glücklichen Paar, vom wunderschönen Garten, von der prächtigen Gegend, von dem Erlebnis des stimmungsvollen Festes und den ach so lieben Menschen.

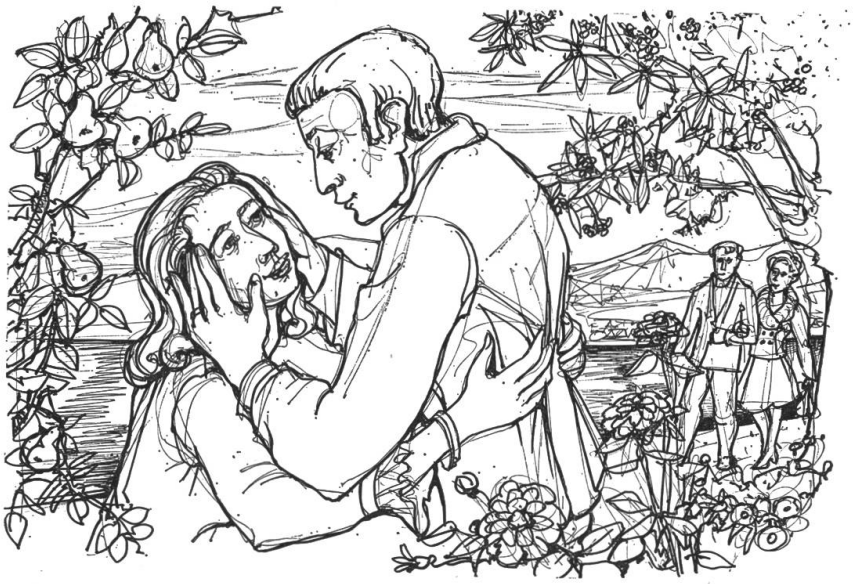
Verdächtiges Schlurfen zu mitternächtlicher Stunde.

Das Fest ist verrauscht. Die Gäste, Sohn und zukünftiger Schwiegersohn, sind verreist. Elisabeth ist die letzte, die unter die Federn schlüpft und auch die erste am frühen Morgen.

Das Wartzimmer muß hergerichtet, die Praxis gelüftet und der Staub abgewischt werden. Oswald muß in die Schule und das Frühstück gerüstet sein. Das Mädchen eilt mit flinken Füßen durch das Haus, schaut bei jedem Vorüberhuschen durch die Fenster auf den See hinaus, ob nicht ein fahrendes Licht zu sehen ist. Im Dämmerschein erblickt es eine schwankende Laterne, springt geschwind in den Garten und ruft: «Guten Morgen!» Der Wind bringt ihm einen Jauchzer zurück und fährt ihm wild in die Haare.

«Die Herrschaft wird ausschlafen», denkt Elisabeth, «aber man kann nie wissen.» Und tatsächlich, wie jeden Tag auf die Minute erscheint der Doktor, setzt sich vor seine Tasse, legt eine Fachschrift neben den Teller und wartet geduldig auf das Einschenken.

Allsogleich kommt auch das Mädchen mit dem dampfenden Krug und wünscht einen schönen guten Morgen. Der Doktor schaut zu ihm auf und sagt: «Elisabeth, du bist spät ins Bett gegangen. Ich habe dich die halbe Nacht rumoren gehört.» «Hoffentlich habe ich Sie nicht im Schlaf gestört», gibt es freundlich zurück. «Und du bist schon lange wieder auf den Beinen, aber tröste dich, dies wird wohl die einzige Verlobung in unserem Hause sein», sagt der Doktor. «Oh, mir hat es gut gefallen», meint Elisabeth, «der Verlobte war direkt zum Anbeißen, und Charlotte sah aus wie eine Fee aus dem Märchenbuch. Von mir aus können Sie schon nächste Woche wieder ein Fest veranstalten, Herr Doktor. Aber jetzt sitzen schon zwei Patienten im Wartzimmer, und Frau von Guntern hat angerufen und wartet auf Ihren Besuch.»



Er neigt sich zu ihr hin und flüstert: «Ich weiß dir Rat.»

«Frau von Guntern», frägt Dr. Bernhard erstaunt, «ich glaube, die ist letzte Woche abgereist. Hast du sie eingeschrieben?» Elisabeth erlaubt sich mit einem verächtlichem Unterton zu sagen: «Ja, und zwar mit Rotstift. Sie leidet wie immer entsetzlich und verlangte, daß Sie schon vor der Sprechstunde kommen.» Und schon läutet die Hausglocke wieder, und damit halten Müh und Plage eines strengen Tages ihren Einzug.

Kein wohltätiges Mittagsschläfchen wird ihm gegönnt. Sein Ordinationszimmer wird

den ganzen Tag belagert. Kaum findet der Arzt ein wenig Zeit, ein verspätetes Nachtessen einzunehmen, schon muß er wieder fort, die Bergstraße hinauf, zu einem weitentlegenen Heimwesen.

Frau Luzia und ihre Tochter haben den ganzen Tag aufgeräumt und Ordnung geschafft, nun sind sie müde. Charlotte übernimmt die täglich schwierige Aufgabe, ihren Bruder, den Lausbub, ins Bett zu bringen, dafür zu sorgen, daß er nicht zu lange liest. Sie hat überhaupt noch ein Wörtchen mit ihm zu reden, denn sie findet es keineswegs geziemend, als Frachtgut deklariert zu werden.

Elisabeth will früh heimgehen, weil ihre Mutter krank ist. So bleibt Frau Luzia allein in der Stube und wartet auf ihren Mann. Sie setzt sich in den bequemen Stuhl unter die Leselampe, aber nach kurzer Zeit senken sich ihre Lieder und entgleitet das Buch ihrer Hand.

Ein kühler Luftzug weckt sie wieder. Nach etlichem Versuchen, dem Schlaf zu wehren, steht sie auf, löscht das Licht und geht die Stiege hinauf, zufrieden, die müden Glieder ruhen zu lassen.

Sie weiß nicht, wie lange sie geschlafen hat. Ein Geräusch weckt sie aus tiefem Schlummer. Ist es ein Knacken im Holz oder ein Schlag an eine Fensterscheibe? Sie sitzt auf und lauscht in die Nacht. Sie hört keine Schritte. Hat sie sich getäuscht, oder ist ihr Mann nach Hause gekommen und hat noch in der Apotheke zu tun? Es ist so still, daß sie das Ticken der alten Uhr in der Stube vernimmt. Und doch glaubt sie, ein fremdartiges Geräusch zu hören.

Ein Auto fährt vorüber, und wischt alles aus. Ihr Ohr muß sich wieder an die Stille gewöhnen. Sie sinkt in die Kissen zurück und wartet. Wenn ihr Mann zurückgekommen ist, dann muß er jetzt jeden Augenblick die Stiege hinaufkommen, dann knackt jetzt bald die Stufe, die jedesmal girrt. Wenn er zurückgekommen ist, um etwas aus der Apotheke zu holen, dann muß jetzt die Haustüre zugehen und sein Wagen wegfahren. Ihre leuchtende Armbanduhr zeigt zwei Uhr vorbei. So spät kommt er doch nur ganz selten und wenn schon, dann vergeudet er nicht noch wertvolle Zeit.

Zwischen Schlafen und Wachen glaubt sie, sich getäuscht zu haben, schließt die Augen und horcht doch angespannt. Wieder bleibt alles still. Soll sie aufstehen und hinuntergehen? Vielleicht hat sie ein Traum erschreckt. Soll sie Charlotte wecken, oder den Bub?

Jetzt glaubt sie, ein Schlurfen zu hören und einen dumpfen Schlag. Sie schleicht ans Fenster, schaut hinaus in die mondlose Nacht. Eine ferne Straßenlampe wirft einen blassen Streifen in den Garten. Leise öffnet sie das Fenster und versucht, die Dunkelheit zu durchdringen. Schleicht da nicht eine dunkle Gestalt der Hauswand nach? Sie macht Licht, drückt auf den Schalter im Gang. Sie hüllt sich in ihren Morgenrock, schlüpft in die Hausschuhe.

Zaghaft und jedes Geräusch vermeidend, steigt sie die Stiege hinab. Die Türe zum Ordinationszimmer ist verschlossen wie immer. Sie sucht den Schlüssel und zögert. Soll sie die Polizei anrufen? Und dann, wenn alles eine Täuschung war, den Spott ertragen. Sie nimmt allen Mut zusammen, öffnet sachtsam die Türe, lauscht und hört nichts. Sie macht Licht und wartet. Nichts regt sich, aber die Türe zur Apotheke ist weit offen und dort über dem Schreibtisch, die Nische ist leer. Das wertvolle Steinbild, der Kopf einer ägyptischen Göttin ist verschwunden. Jetzt verfliegen alle Zweifel. Sie eilt zum Telefon, sucht hastig die Nummer der Polizei, dreht die Scheibe. Die Verbindung ist sofort da. Sie sagt: «Hier Dr. Bernhard. Bitte kommen Sie! Ein Einbrecher in unserem Haus! Er ist vor wenigen Minuten aus dem Fenster gesprungen und fort.» Die Stimme des Mannes beruhigt sie. Er verspricht sofortige Hilfe und rät ihr, nichts zu berühren und alles so zu lassen, wie sie es vorgefunden hat.

«Ausgerechnet dieser Alabasterkopf mußte gestohlen werden», denkt sie, «das wertvollste Stück im ganzen Haus. Nur den Oswald nicht wecken, der rennt sofort durch alle Türen und spielt Detektiv. Ich gehe zu Charlotte hinauf und sage es ihr. Aber nein, sie soll schlafen. Ich werde mit

der Polizei allein fertig. Wenn nur endlich mein Mann heimkäme.» Mit diesen Gedanken beschäftigt, steigt sie die Stiege hinauf und kleidet sich an. Dann geht sie zu Charlotte hinauf und weckt sie, berichtet, was geschehen ist. Die Tochter ist sofort hellwach und jammert: «Ei, das wird dem Vater wehtun, seine geliebte Aegypterin, das wird er schwer verschmerzen.» Sie will nicht liegen bleiben, schlüpft in die Kleider und trippelt eilig der Mutter nach.

wird das steinerne Antlitz wie einen verlorenen Sohn begrüßen und empfangen.»

Langsam schleicht der Zeiger über das Zifferblatt und nicht sehr weit. Ein Auto fährt vor. Zwei Polizeimänner in Uniform stehen vor der Türe. «Guten Morgen, Frau Doktor, sonst rufen wir immer bei Ihnen um Hilfe, jetzt ist es scheints umgekehrt.» Frau Luzia begrüßt sie und führt sie ohne Umschweife an den Tatort. Mit einem Blick auf den Boden und zum Fenster hin, sagt

Xaveri träumt von den Osterferien.

Die beiden wagen es nicht, ins Praxiszimmer hineinzugehen. Sie warten in der Stube. Charlotte versucht die Mutter aufzuheitern: «Eigentlich noch glimpflich abgelaufen, keine Revolverschüsse, niemand verletzt, kein neugieriges Publikum. Es könnte schlimmer sein. Die Polizei wird die verehrte Aegypterin in einem ausländischen Antiquitätengeschäft aufstöbern, den Täter hinter Schloß und Riegel stecken und dann ist die Nische wieder hübsch besetzt. Ich freue mich auf ihre Heimkehr, Vater

der Große: «Aha, vom Garten her eingestiegen. War das Fenster geschlossen?» «Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen», erklärt Frau Luzia, «ich gebe zu, wir nehmen es damit nicht so genau. Und bis jetzt, in den letzten zwanzig Jahren, ist auch noch nie etwas Ähnliches vorgepommen.»

Der kleine Dicke kniet schon am Boden und meint: «Gartenerde und Gummistiefel, wahrscheinlich Bata.» Die beiden Frauen staunen nur, wie sachkundig und gründlich die Untersuchung durchgeführt

wird. In ihrem Eifer, jede Bewegung und jede Vermutung zu verfolgen, überhören sie die Zufahrt eines zweiten Autos und die Schritte im Gang. Plötzlich steht Dr. Bernhard mit seinem Köfferchen unter der Türe, müde und erschöpft, aber ohne seine sprichwörtliche Ruhe zu verlieren, frägt er: «Meine Damen und Herren, was tut sich hier zu nachtschlafener Zeit?»

«Oh je», ruft die erschrockene Frau, «du siehst so übel und abgekämpft aus und nun muß ich dir noch so viel Leid antun. Die Aegypterin ist fort, gestohlen und verschwunden. Ich habe die Polizei gerufen!» Der Wachtmeister wendet sich um und reicht ihm die Hand. «Tut mir leid, Herr Doktor, ich möchte nur wünschen, daß ich Ihnen auch so gut helfen kann, wie Sie mir schon oft beigestanden sind. Aber dies scheint ein mysteriöser Fall zu sein, keine Fingerabdrücke, das Geld in der Schublade, soweit feststellbar, unberührt, die Steinfigur ist entwendet und in Ihrem Medikamentenschrank scheint das Abteil für Drogen aufgebrochen zu sein. Können Sie mir recht bald eine Liste der fehlenden Narkotika und eine Fotografie der Aegypterin beschaffen, dann muß ich Ihnen nicht länger die wenigen Schlafstunden stören.»

«Ach ja, das will ich Ihnen morgen zustellen», sagt der Arzt, «und was hier noch geschehen muß, weiß ich in guten Händen. Vielen Dank und gute Nacht! Und was ich noch sagen wollte, die Aegypterin ist ja schon lange tot», und frohgemut fügt er bei, «dafür lebt aber jetzt ein kleiner Bub und seine junge Mutter», stellt sein Köfferchen in die Ecke und geht.

Von einem tapferen Abschied und einem heillosen Seelenschmerz.

Einige Tage darnach fuhr in dunkler Frühe ein Wagen durch das Dorf, rassig und mit Schwung dem See entlang, von einer jungen Dame gelenkt, an Wald und Felsen vorbei, durch Dörfer und Matten, Ackerland und Viehweiden ohne Halt.

Nach und nach sickerte die Morgendämmerung durch den Nieselregen. Arbeiter auf Fahrrädern und Töffli glitten vorbei. Verschlafene Häuser und erleuchtete Fenster tauchten aus dem dünnen Nebel auf. Der Verkehr strömte auf die große Stadt zu und mit ihm Fräulein Charlotte am Steuer ihres Wagens.

Sie kannte sich gut in dem Gewirr der Straßen aus. Mit sicherer Hand lenkte sie ihr Fahrzeug die Anhöhe hinauf und schwenkte in ein Quartier ein, das ihr besonders vertraut zu sein schien. Vor einer schmalen Gartentüre stellte sie den Wagen an den Randstein, entnahm ihrer Handtasche Spiegel und Kamm und ordnete sorgfältig die Lage ihrer Locken. Dann schritt sie kecken Fußes auf die Haustüre zu. Jedoch bevor sie auf den Klingelknopf drükken konnte, wurde geöffnet, und im Dunkel des Stiegenhauses stand Norbert, der sie ohne ein Wort in seine Arme schloß.

Etwelche Minuten verflossen, bevor sich die beiden Gestalten der Stiege näherten und dann, eng aneinandergeschmiegt und nur im Flüsterton sprechend, Stufe um Stufe gewannen.

«Oh Charlotte, liebes Kind», wurde sie von der Mutter begrüßt. Breitspurig kam der Vater in die Türe, streckte ihr seine Hand entgegen und sagte: «Das ist aber lieb und nett, daß du ihn mit deinem Wagen hinausfährst. Der Abschied wird uns leichter so. Das Gepäck ist schon alles weg. Geht nur in die Stube, ich muß nun an die Arbeit. Du Norbert, wir haben alles besprochen, machs gut!»

Er ging aber nicht sogleich fort. Er mußte noch ein wenig zuhören und zuschauen, bis er dann unvermutet verschwand und ohne einen Laut die Abschlußtüre zumachte. Die Mutter mit nassen Augen, besorgt um eine Stärkung, beflissen die beiden allein zu lassen und doch immer wieder mit einer Frage oder einem Vorschlag eintretend, hätte so gerne die Abfahrt um eine Stunde, um einen Tag verschoben. Aber die Uhr maß unerbittlich die eingeräumte Zeit. Um alles in der Welt wollte die Mutter nicht auf den Flugplatz mitkommen: «Wenn ich sehe, wie sich die Maschine vom Boden löst, das gibt mir einen Stich ins Herz. Ich habe es einmal mitgemacht, da der Vater in den Sudan geflogen ist,

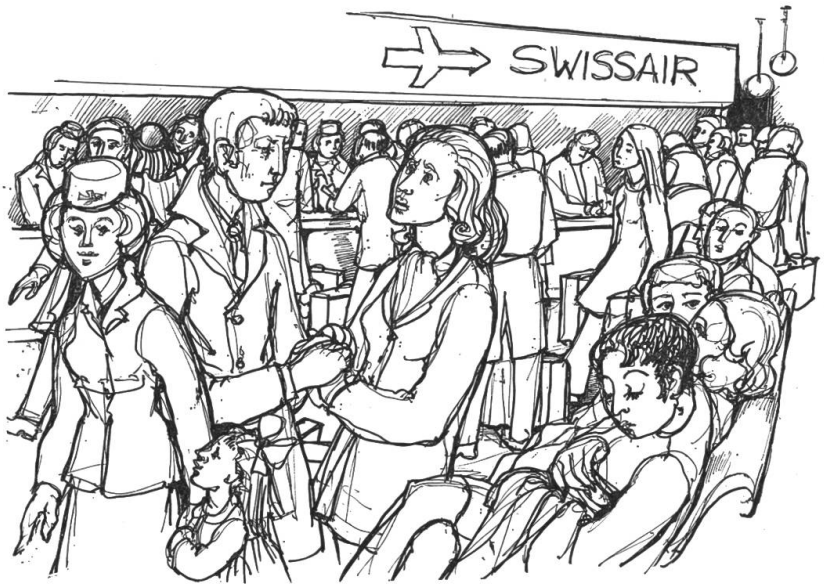
seitdem bleibe ich zuhause. Und überhaupt diese letzte kurze Zeit, die gehört jetzt Euch zweien ganz allein.»

So traut und gemütlich allein, wie die Mutter sagte, ging es nun aber in Kloten auch nicht zu und her. Zuerst stellten sie den Wagen zwischen tausend andere, später umschloß sie ein Gewoge und Gedränge, bis daß der Flugschein kontrolliert und begutachtet war, dann blieben ihnen noch wenige Minuten vor der Trennung. «Gib mir die Hand», sagte Charlotte, «versprich mir bei allen Heiligen, Mitte August ist der allerletzte Termin. Ich zähle die Stunden und streiche jeden Tag mit Ungeduld aus dem Kalender.» «Mein Vertrag läuft bis Ende Juli» versicherte er, «keinen Tag bleibe ich länger, du kannst sicher sein. Was habe ich mich nur die letzten Tage nach dir gesehnt, mein Liebes, ich konnte nicht arbeiten, nicht rechnen, nicht schlafen, nur aus dem Fenster starren und an dich denken, dich herbeiwünschen.»

«So arg ist das bei dir, Norbert», fragte sie unschuldsvoll, «in einem solchen Fall würde ich die Konsequenzen ziehen. Norbert, bleib doch hier.» Und er im gleichen bittenden Tonfall: «Charlotte, Liebes, komm doch mit.» Die Stimme am Lautsprecher forderte die Passagiere auf, durch die Abschrankung zu gehen. Bis zur allerletzten Sekunde dauerte ihr inniger Kuß, dann riß er sich los und sprang den Fluggästen nach.

Wenig später stand Charlotte auf der Terrasse, winkte und schaute der Gruppe nach, die von einer tänzelnden Hostess geführt, auf das große Flugzeug zuwanderte. Immer wieder, und auch noch auf der Treppe, winkte Norbert seiner Verlobten zu, die durch den Schleier ihrer Tränen kaum noch sehen konnte.

Majestätisch wendete sich die Maschine unter dem Gedröhn der Motoren, glitt langsam auf die Piste zu, gewann an Schnelligkeit, hob sich unter gewaltigem Getöse vom Boden ab und stieg empor, klein und kleiner werdend, bis sie in einer weitausholenden Schlaufe zurückkam und dann in den Wolken verschwand.



Die Stimme aus dem Lautsprecher forderte die Fluggäste auf durch die Abschrankung zu gehen.

Andere Maschinen wurden bereitgestellt, mit Treibstoff gefüllt, andere Flugrouten ausgerufen. Charlotte wollte nichts mehr sehen und hören. Sie floh die Treppe hinunter, eilte zu ihrem Wagen, stieg ein und wollte den Schlüssel ins Zündschloß stekken. Da sah sie, wie ihre Hand zitterte, fühlte alle ihre Kräfte schwinden und war nicht imstande, den Wagen in Bewegung zu setzen.

Ein Gedanke überfiel sie mit aller Macht und ohne Schonung, und sie sagte laut zu sich selbst: «Du bist ein Egoist! Ein brutal ichsüchtiger Mensch, Charlotte!»

Sie blieb im Wagen sitzen und wehrte den wild durch den Kopf jagenden Gedanken nicht: «Soll denn nicht die Liebe alle Schranken überwinden, auch Anhänglichkeit an die Heimat, an Vater und Mutter, an die Berge, ans Studium, an die Bequemlichkeiten des gewohnten Lebens? Hat nicht seit je und immer die Frau dem Manne zu folgen? Aus stupidem Größenwahn bin ich ihm nicht gefolgt. Ist doch alles unwichtig und nebensächlich. Nur die Liebe zählt.»

Und nun kam mit zerschmetternder Wucht die Gewißheit über sie: Jetzt habe ich ihn verloren. In dieser Stunde und für immer, aus eigener Schuld.

Charlotte hatte der Mutter versprochen zu berichten, wie er abgereist sei. Sie dachte nicht daran. Unfähig sich zu rühren, kauerte sie im Polster des Wagens und durchlitt Todesängste um ihn. Sie griff ans Steuerrad, versuchte daran zu denken, wie sie aus diesem riesigen Parkplatz auf die Straße und in die Stadt fahren könne. Jede Vorstellung wurde von ihrem trostlosen Elend verdunkelt. Sie bot alle Kräfte auf, um sich Mut zu machen: «Ich kann doch nicht ewig hierbleiben. Kann ihm ja nicht nachfliegen. Die Entscheidung habe ich im guten Glauben getroffen. Zu spät habe ich all dies wahrgenommen. Ich muß doch leben, mit Heulen und Jammern ist kein Unheil abzuwenden. Aber in diesem Zustand kann ich nicht fahren, darf ich nicht auf die Straße. Ich will zurück in den Flughafen, dort kommen die Meldungen zuerst, wenn die Maschine abgestürzt ist.»

Mühsam und mit Gewalt schleppte sie sich an den vielen Autos vorbei und die breite Stiege hinauf. Sie setzte sich im Restaurant an einen kleinen Tisch und bestellte eine Tasse Kaffee. Die Kellnerin betrachtete besorgt ihr Gesicht und fragte: «Sind Sie luftkrank? Kommen Sie von weither? Wir haben Tabletten, sie wirken schnell.»

Der Dampf aus der Tasse und der Kaffeeduft weckten sie aus ihren Gedanken. Die Tablette hüllte sie in das Zuckerpapier, wollte sie als Andenken mitnehmen. Nach und nach konnte sie ihren Rücken aufrichten, auf die Startbahn hinausschauen.

Wieder marschierten kleine und größere Gruppen auf die Flugzeuge zu, stiegen die Rolltreppe hinauf, verschwanden in dem silbernen Rumpf. Aufschriften in allen Sprachen, Maschinen aus allen Kontinenten kamen und standen bereit. Fluggewohnte Herren, Damen in orientalischen Kleidern, Kinder schritten über den weiten Platz. In diesem Gewoge unbekannter Menschen wurde ihr eigenes Schicksal leichter. Sie konnte wieder Atem schöpfen und wenigstens für die nächsten Stunden vorausdenken, wenn solange keine Unglücksmeldung kam.

Irgendwie gelangte sie nach langer Zeit wieder zu ihrem Wagen, studierte die Landkarte, suchte Nebenstraßen, um die Stadt zu umfahren, wollte den Menschen entfliehen. Sie steuerte halb benommen ihr Fahrzeug aus dem großen Verkehr, fand schließlich einen Rastplatz am Waldrand, ging ins Dunkel unter das Blätterdach hinein und weinte wie ein Kind.

Von verschwiegenem Nachdenken und zornwütigem Reden.

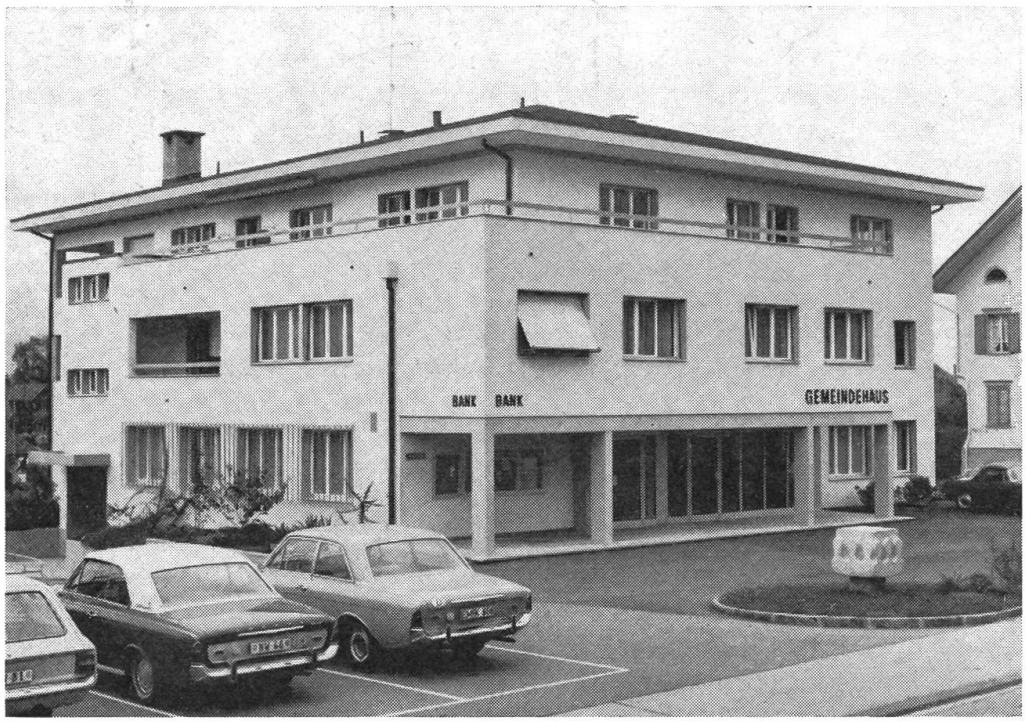
Marti tauchte bei schönem und schlechten Wetter in Dr. Bernhards Garten auf. Sein Alter zu bestimmen, war nicht leicht. Schon vor zehn Jahren wurde gesagt, er sei für eine ordentliche Arbeit zu alt. Seitdem aber hatte sich seine Arbeitslust und sein Aussehen in nichts verändert. Wenn der Sturm im Bootshaus Schaden angerichtet hatte, anderntags kam der alte Marti mit Säge, Beil und Winkelmaß, mit Ziegeln und Farbkübeln. Das Laub, die dürren Äste und was der See über die Mauern geworfen hatte, auch das sammelte Marti. Er arbeitete nicht auf Taglohn und nicht nach Vertrag. Er kam und ging, wie es ihm behagte, ließ sich wochenlang nicht blikken und werkte dann wieder jeden Tag ein paar Stunden. Er holte im Schuppen sein Werkzeug und in der Küche Suppe,

Wurst und Bier, sagte so nebenbei zu Elisabeth: «Sag der Frau Doktor, es wäre mir wieder ein Fünfziger vonnöten und 32.80 für Nägel und Holz.» Das war seine Lohn- und Materialrechnung. Das Geld nahm er anderntags in seinen Hosensack und kippte einen Schnaps dazu.

Mit Elisabeth verstand er sich gut, blieb für einen Schwatz in der Küche sitzen, erlaubte sich einen Spaß mit ihr. Mit Charlotte wollte er nichts zu tun haben, die war für ihn eine Studierte. Aber wenn Dr. Bernhard im Garten mit ihm zusammentraf, dann schob er seinen uralten, von Sonne und Regen verblichenen Hut in den Nacken und sprach vom Wetter, vom Dorfklatsch und sogar von der Weltpolitik, vom Vietnam-Krieg und vom Hunger in Indien. Seiner Ansicht nach hätte der Dalai-Lama in Tibet bleiben sollen und Fidel Castro gehörte längst hinter starke Gitter versorgt.

Über den Einbruch im Doktorhaus hatte er sich auch seine eigene Meinung auskalkuliert. Da er an einem Vormittag den Doktor in den Garten kommen sah, zog er den Laubrechen hinter sich her, kam in die Nähe und sagte: «Die Polizei sucht den Einbrecher. Sie wird ihn nicht finden.»

«Wie kommst du auf diese Idee?» fragte dieser. Marti stocherte in seiner Pfeife und meinte: «Die suchen einen ausgewachsenen Mann, wegen den großen Stiefeln. Ich habe doch vor dem Fest rings um das Haus die Erde aufgehackt, da war lockere, leichte Erde, geregnet hat es nicht. Und ich sage, der da mit den Stiefeln auf das Haus zu und vom Haus weggeschlichen ist, der war nicht schwerer als ein Bub, kaum wie der Oswald. Ich habe mich mit meinen Schuhen neben die Spuren gestellt und habe, wie Ihr seht, keinen Schmerbauch, aber den Unterschied müßte ja ein Kind sehen.» «Hast du das der Polizei nicht gesagt?», fragte der Arzt. Marti winkte ab: «Die wissen alles besser. Die arbeiten nach eigenen Methoden. Und überhaupt, weit vom Geschütz gibt alte Soldaten.» Dr. Bernhard schaute dem Rauch aus seiner Zigarre zu und sagte: «Marti, du hast schon immer ein scharfes Auge und Grütz im Kopf gehabt. Du bringst mich auf eine



Fotos Arnold Odermatt

Das neue Buochser-Gemeindehaus mit der Darlehenskasse.

ganz neue Idee. Wer weiß, vielleicht bekommst du noch recht.» «Ja, mit den Augen ist es noch immer gut», brummte der alte Mann, «aber in den Gelenken happerts», und schlurfte davon.

Am späten Nachmittag, auf seiner Besuchstour zu den Patienten, erreichte ihn ein dringlicher Anruf, er müsse unbedingt möglichst rasch zu Frau von Guntern fahren, sie habe schon dreimal nach ihm gefragt. Dr. Bernhard beeilte sich nicht sonderlich. Er kannte ihr Leiden und ihre Ungeduld, war aber erstaunt, daß sie von ihrer plötzlichen Abreise wieder zurückgekehrt war. Sie war Österreicherin und irgendwie mit hohen Häuptern verwandt, wohnte in Salzburg, hatte aber seit Jahren eine Wohnung in einem Haus am Berghang gemietet. Ihr Hausmeister bezeichnete sie als überspanntes, hysterisches Weibsbild, nahm aber dessen ungeachtet mit Vergnügen den pünktlich bezahlten Zins für ihr Appartement entgegen. Sie war außerordentlich gesprächsfreudig. Von ihren Leiden sprach sie wie ein Universitätsprofessor auf dem Katheder.

Dr. Bernhard besuchte sie gegen Abend und traf sie in Verzweiflung. Die noch junge, aber gebrechlich schlanke Gestalt saß, farbenfroh bekleidet in einem Lehnstuhl am Fenster und überschüttete ihn mit Vorwürfen wegen seinem späten Kommen. In der Stube schwebte dichter Zigarettenrauch. Der Ofen war überheizt. Sie klagte über Herz- und Gliederschmerzen. Dr. Bernhard untersuchte zuerst die Augen, befühlte den Puls, kontrollierte den Blutdruck und ließ dem Redeschwall freien Lauf.

Anstelle der ersehnten Spritze entnahm er seinem Etui eine schwarze Zigarre, zündete sie umständlich an, und da er das Streichholz in den Aschenbecher zwischen die vielen Zigarrettenstummel steckte, gewahrte er einen farbigen Streifen Papier. Er stocherte weiter und sah, daß dieser von einer Medikamentenpackung stammte, ein Medikament, das ihm wohl bekannt war, das er ihr aber nie verschrieben hatte.

«Warum sind Sie Arzt?», fragte sie am Schluß ihrer langen Erklärung, «Sie lassen mich verhungern! Sie geben mir gute Worte, statt Medikamente. Ich reise weg. Es gibt noch andere schöne Gegenden in der Schweiz in ebenso guter klimatischer Lage, oder ich gehe ins Ausland, nach Frankreich, suche mir einen anderen Arzt. Ich kann so nicht weiterleben.»

Er blieb ruhig, sagte nur: «Sie behaupten immer, sie hätten keinen Hunger. Ich glaube das, Sie sollten mehr Bewegung haben, mehr für Ihren Appetit tun, Sie sind viel zu schlank, zu mager.» Ihren Kopf warf sie nervös hin und her. Mit fahrigen Blicken streifte sie ihn. «Mein Arzt in Salzburg sagt, ich müsse schlank bleiben, mehr Gewicht ertrage mein Herz nicht. Sie behandeln mich schlecht, Herr Doktor, Sie behandeln mich falsch. Ich brauche diese Aufbauspritzen, wie oft noch muß ich es Ihnen sagen. Es ist ein Jammer. Ich leide Höllenqualen und Sie sitzen da, verpesten mit Ihrer Zigarre meine Luft und weiden sich an meinen Schmerzen.»

Er rückte seinen Stuhl etwas weiter von ihr weg, schlug die Beine übereinander, lehnte sich zurück und sagte, indem er sie scharf beobachtete: «Mein Befund zeigt mir, daß Sie in den letzten Tagen zuviele Medikamente eingenommen haben. Wer hat sie Ihnen gegeben? Woher haben Sie diese bekommen?» Sie fuhr auf: «Niemand hat sie mir gegeben. Sie sind mein Arzt. Und Sie halten mich fürwahr knapp genug.» Aus halbgeschlossenen Lidern schaute er zu ihr hin und sagte: «Dann haben Sie sich die Spritzen genommen. In unserer Sprache würde man sagen, gestohlen, Frau von Guntern.» Sie sprang auf, warf die Hände in die Luft, durchmaß die Stube in schnellen Schritten, blieb mit wirren Haaren und verzerrten Zügen vor dem Ofen stehen und schrie: «Herr Doktor, das ist absurd! Das ist eine Beleidigung, die ich mir nicht bieten lassen muß. Wir sind fertig, ich bitte Sie, verlassen Sie mein Haus! Nein, ich bitte nicht. Ich befehle!»

Der Arzt blieb ruhig sitzen, schaute mit wachen Blicken auf die Frau, die händeringend alle bösen Worte aus ihrem Gedächtnis sammelte und ihm entgegenwarf und ihn wieder aufforderte zu gehen.

Da er sah, daß ihre Wildheit erlahmte, sagte er: «Bitte, rufen Sie die Polizei. Bringen Sie ihr die Klagen vor, dann kann sie vielleicht auch die schöne Aegypterin aus Ihrem Versteck hervorholen. Und dann gibt es Untersuchungshaft, Gericht und Urteil und lange Monate keine Medikamente. Man wird vielleicht eine Entziehungskur vorschreiben hinter Gittern, Frau von Guntern.»

Ein Wutschrei drang aus ihrem weitoffenen Mund, dann brach sie zusammen, wo sie stand, neben dem heißen Ofen, sank sie wie ein Häuflein Elend zu Boden und begann leise zu jammern. Er nahm sie auf. Sie war keine schwere Last. Er trug sie in das Schlafzimmer und legte sie aufs Bett, blieb neben ihr stehen und schaute auf die wechselnden Züge in ihrem Gesicht.

Aus den hastig geflüsterten Worten vernahm er: «Erbarmen ... ich bin todkrank ... ich kann das nicht überleben ... nein, nicht die Polizei ... die Figur, ich habe sie nur genommen um irrezuführen, sie ist mir egal ... sie finden sie nicht, ist im Ausland ... ich muß sterben ... Sie haben mein Leben in der Hand ... Erbarmen ...»

Spät erst und nach langen Mühen fuhr Dr. Bernhard mit seinem Wagen durch den buntfarbigen Herbstwald die kurvenreiche Bergstraße hinab und heim.

Hilfe in Nacht und Sturm.

Der Novemberwind schüttelte die Bäume, jagte den Nebel den Bergen nach und die Wellen mit weißen Gischtkronen ans Ufer. Tagelang blieben die Höhen verhangen. Der Blick über den See verlor sich in Dunst. Trübsinniges, naßkaltes Wetter plagte Menschen und Vieh. Dann kam ein früher Winter mit Schneetreiben und Flockentanz Tag und Nacht.

Charlotte war lange krank gewesen, hatte sich nur mit sorgfältiger Pflege und nach einigen Rückfällen in Fieberzustände erholen können. Nach Wochen erst kam wieder Farbe in ihre Wangen und brachte sie den Mut auf, ihr Studium wieder zu beginnen. Ohne Freude reiste sie in die welsche Universitätsstadt, und ungern ließ sie der Vater gehen. Er hoffte jedoch, daß eine interessante Arbeit und die Teilnahme am kulturellen Leben ihre gedrückte Stimmung aufzuheitern vermöchte. Seitdem sie fortgezogen war, gewahrte er erst, wie viel sie ihm in seinen schriftlichen Arbeiten geholfen hatte. Frau Luzia hatte ohnehin in dem großen Haus viel zu schaffen, und seine unregelmäßigen Essenszeiten belasteten den Haushalt über Gebühr. Im Winter, wenn keine Kurgäste in die Praxis kamen, mochte es noch angehen, aber auf den Früh-

«Herr Doktor, das ist eine Beleidigung, die ich mir nicht bieten lasse.»

ling wollte er sich eine Arztgehilfin suchen.

Unterdessen aber blies der Nordwind, gefror Stein und Bein, und der Schnee legte sich zum Daueraufenthalt auf Dach und Land.

Auch dem geschickten und erfahrenen Automobilisten konnte der Winter gefährlich werden. Dr. Bernhard, der alle Wege kannte, im blendenden Sonnenlicht und in rabenschwarzer Nacht zu allen Heimen hinauf gefahren war, jagte das Schneetreiben keinen Schrecken ein.

Aber wie er nun am späten Abend in einer Schneewehe stecken blieb und dazu noch der Motor streikte, da versagte seine Kunst. Er stand im Zugwind und schaute betrübt auf sein treues, schiefstehendes Gefährt, ließ alle Häuser in der Nähe vor seinem Geist Revue passieren und suchte zu ergründen, wo und wie weit entfernt das nächste Telefon zu finden sei. «Ein Funkgerät sollte man haben», dachte er, «wenn ich Garagist wäre, dann würde ich eine Station einrichten und meinen guten Kunden Apparate mitgeben für den Notruf. Aber der Garagemann liegt natürlich auch lieber im Bett unter der warmen Decke, was ich, hier im kalten Wind stehend, auch sehr gut begreifen kann.»

Damit waren seine Überlegungen abgeschlossen. Er suchte die dicken Handschuhe, nahm sein Köfferchen, schritt in aller Ruhe und vorsichtig die schmale Straße hinab. Den Mantel bis oben zugeknöpft, den Kragen hochgeschlagen, den Hut in die Stirne gezogen, marschierte er durch das Sausen des Windes und das Schneetreiben talab, ein wandernder Schneemann.

Zwei ebenso weiß bedeckte Männer keuchten die selbe Straße bergauf. Sie konnten sich nicht verfehlen, aber sie hatten Mühe, sich zu kennen. Auf Schnauz und Brauen lag der Schnee und kein Licht drang durch den tollen Wirbel. «Heh, ihr zwei», rief er ihnen entgegen, «wo geht ihr hin?» «Heimzu», kam die Antwort zurück. «Habt ihr noch weit», fragte er. Dann hörte er den einen sagen: «Du, das ist doch der Doktor! Bei diesem Wetter weit genug. Aber in einer Viertelstunde sind wir wohl daheim.» «Du bist Dachdeckers Georg», sagte der Arzt, «ich kenne dich an der Stimme, und das ist wohl der Benno, dein Bruder. Ihr beide kommt mir gerade recht. Ei, da habe ich aber Glück! Ein angehender Mechano-Techniker und der Lehrbub aus der Autogarage, bessere Helfer hätte ich mir nicht wünschen können. Mein Auto liegt da oben im Rank, abgerutscht, und der Motor macht keinen Puff mehr.»

«Kunststück, bei diesem Schnee», sagte Georg, «aber den bringen wir schon wieder in Fahrt. Keine Angst, Herr Doktor. Haben Sie Licht?» Also machte er kehrt und stapfte mit den beiden wieder bergauf. Der Wagen war kaum zu finden, so sehr war er schon in Weiß eingehüllt. Georg versuchte den Motor in Gang zu bringen, aber ohne jeden Erfolg. «Herr Doktor», sagte er, «da hilft nur Bartlis Traktor. Benno, hau ab, geh zum Bartli und frag ihn um den Traktor, ich gehe unterdessen mit ihm zur Mutter hinauf. Herr Doktor, Sie müssen nicht länger im bösen Wetter stehen, wir bringen Ihnen den Wagen fahrbereit vor unsere Haustüre.»

«Das ist eine glanzvolle Idee, Georg», rühmte der Arzt, «mir kommen tatsächlich alle guten Geister zuhilfe. Aber du mußt mich nicht zu deiner Mutter begleiten. Ich finde den Weg schon allein.» «Umso besser», rief Georg, dann stiegen die beiden über den Hag und geradewegs die tiefverschneite Matte hinauf.

Ohne Eile und den Wind im Rücken, marschierte Dr. Bernhard durch die Nacht. Erinnerungen tauchten in seinen Gedanken auf. Dem Georg hatte er einmal den Blinddarm herausoperiert. Da war er noch ein kleiner Bub gewesen und sein Vater hatte noch gelebt, ein guter Mann und ein waghalsiger Mann. Keiner wagte es, wie er, auf den Dachkänneln zu laufen. Und das Kupferdach am Kirchturmhelm ist sein Werk. Alle haben ihm damals den Sturz vom Turm vorausgesagt. Dem war kein Giebel zu steil und keine Zinne zu hoch, und zum Anseilen nahm er sich meistens keine Zeit. Niemand im Dorf hätte sich verwundert, wenn er mit gebrochenem Genick vom Platz getragen worden wäre.

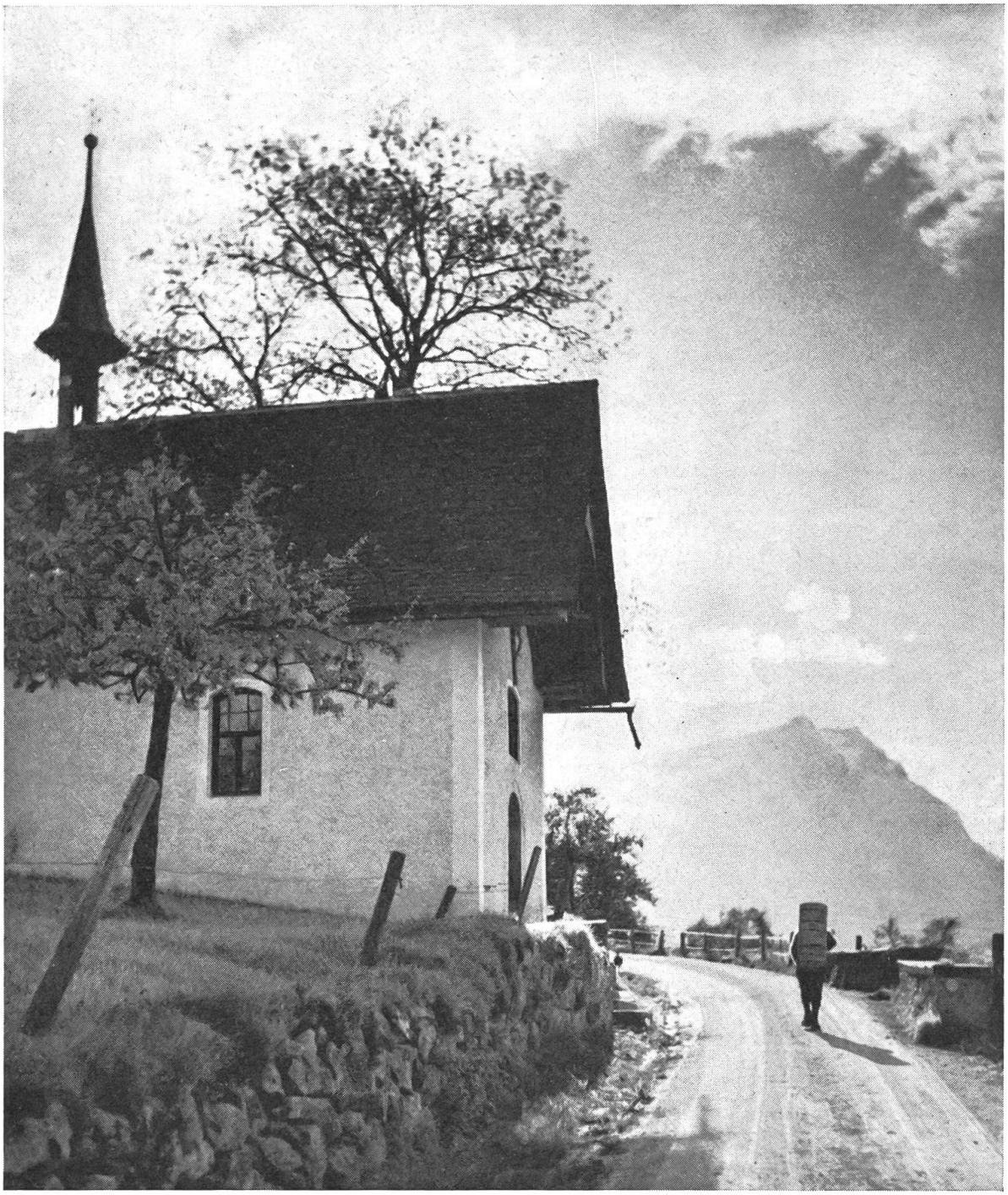


Foto L. von Matt

Die Kniri-Kapelle ob dem Stanser Dorf.

Und dann ist er im Wasser umgekommen, im Wildbach, noch jung und doch schon fünf Kinder. Das war im selben Jahr, da ihm die Tante das Haus am Berg gegeben hat. Das Wohnrecht hat sie sich ausbedungen und gewünscht, daß er mit seinen Kindern in ihr Haus komme. Sie ist jetzt auch über siebzig und hilft immer noch. Und die Mutter, eine tapfere Frau. Hat gut für die Kinder gesorgt, sparsam aber gesund. Das Geld von der Versicherung hat sie für die Ausbildung verwendet. Die Kinder haben den Bauern geholfen, Zeitschriften ausgetragen, und sie macht immer noch Heimarbeit, flink und fleißig.

Ein Gläschen Bätziwasser und ein guter Rat.

Nun war das Knattern eines Traktors zu vernehmen, eben da der Doktor auf das Haus zukam. Er mußte nicht lange klopfen. Die Mutter erwartete ihre Söhne und war erstaunt, einen großen, schlanken Schneemann zu sehen. «Guten Abend, gute Frau», sagte er, «ein armer Wanderer sucht Schärmen bei Euch.» «Jesses Gott, hilf mir der Himmel, das ist ja unser Doktor», rief die Mutter, «kommt geschwind herein. Nein, bei dem grausigen Wind. Aber Ihr wollt doch nicht ... hat man Euch berichtet. Die Tante ist wohlauf, es fehlt ihr nichts. Hat man Euch gerufen?»

Während er den Schnee vom Hut und vom Mantel klopfte, durchlebte die Frau alle Ängste, er sei umsonst den weiten Weg gekommen. «Freut mich, daß es ihr gut geht», sagte er, «ich möchte mich nur für eine kurze Stunde an Eurem Ofen wärmen.»

Kaum trat er in die Stube, fuhr ihr ein neuer Schreck in die Glieder: «Ist ein Unglück geschehen, ist der Benno, oder der Georg ...?» «Nein, nein, kein Grund zur Klage. Oder meint Ihr, wenn der Doktor einmal ungerufen ins Haus kommt, dann müsse er eine böse Nachricht bringen. Beruhigt Euch, und wenn Ihr einen guten Schnaps habt, dann bin ich Euch herzlich dankbar.»

Sobald das Bätziwasser im Gläschen zu duften begann und er einen kräftigen Schluck getrunken hatte, erlöste er sie von allen Zweifeln und erzählte ihr, wie ihre beiden Söhne just in dem Augenblick am Werk seien, ihm den Wagen wieder flott zu machen. «Nein aber auch, das ist mir jetzt eine Freude, Herr Doktor, daß wir Euch auch einmal einen Dienst tun können. Die beiden Buben werden das schon recht machen, sie haben beide das Geschick dazu. Aber was sitze ich da und rede.» Sogleich sprang sie auf und rief in den Gang hinaus: «Marieli, Marieli, hol doch geschwind von dem Speck im Kamin und schau ob frische Eier zu finden sind. Unser Herr Doktor ist da!»

«Ich vergesse noch die allergeringste Höflichkeit, bitte recht schön um Entschuldigung.» Dann kam bald darnach mit Teller und Brot und feingeschnittenem Speck ein Mädchen daher, blitzsauber in der Werktagstracht und servierte höflich und mit freundlichem Grüßen. «Komm, setz dich zu uns», sagte die Mutter, «mußt nicht immer allein im Zimmer oben bleiben. Wissen Sie, Herr Doktor, das Marieli ist schon immer ein eigenartiges gewesen. Hat gerne Bücher gelesen und hat schon als Kind nicht wie die andern gespielt.» Schon wollte sich das Mädchen erheben und sagte: «Ich will lieber wieder gehen.» Aber die Mutter ergriff seinen Arm und sagte: «Jetzt bleibst du da! Das ist jetzt gerade recht. Der Herr Doktor ist ein kluger und gebildeter Mann, der weiß in allem Bescheid, er kann uns sicher einen guten Rat geben. Wissen Sie, ich sage es frei heraus: Marieli will ins Kloster! Es ist ein gutes Kind und fleißig. Überall, wo es gedient hat, haben sie es gern. Ich habe gesagt, heutigentags, ich weiß nicht so recht, ist allerlei anders geworden. Man hört von der Kanzel und liest in der Zeitung so vieles, daß man nicht mehr weiß, was man glauben soll.» Marieli legte seine Arme auf den Tisch, neigte seinen Kopf und blieb stumm. «Herr Doktor», fuhr die Frau fort, «man hört so viel von der Welt, die guten Christen sollen in der Welt leben und Zeugnis geben. Ich will es ja nicht direkt abhalten, und bald ist es zwanzig, aber mich quält eine gewisse Angst.»

Während diesen Worten hat Dr. Bernhard in den Zügen des Mädchens allerhand gelesen und entdeckt. Er fragte: «Ist es schon in einem Kloster gewesen?» «Ja eben», fiel die Mutter ein, «mehr als ein Jahr in einem geschlossenen, strengen Kloster und dort will es wieder hin.» Dann wendete er sich direkt an Marieli: «Und was sagst du dazu?» Es schaute auf und mit einem offenen freien Blick gab es Bescheid: «Es ist so, wie die Mutter sagt.»

Nun lehnte sich der Doktor zurück und sprach: «Das viele Reden und Schreiben von der offenen Welt, das geht wieder vorüber. Aber die ewig gültigen Worte Gottes bleiben bestehen. Und die Berufung eines Menschen zum zurückgezogenen Leben in Gebet und Armut hat noch viele Jahrhunderte Gültigkeit. Der Allmächtige sucht sich jene Seelen, die er strenger an sich binden will. Sich einer solchen Berufung widersetzen, das erachte ich als ein Unglück. Und die heutige Welt, wie armselig ist sie doch mit all ihrem Luxus, wie gefährlich und voller Angst. Diese Welt braucht nichts so notwendig, wie das Gebet. Die Anbetung und Verehrung Gottes ist viel mehr wert, als alle Errungenschaften der Technik, die Strathosphärenflüge mit inbegriffen. Das ist meine Meinung. Und ich sage Euch, wenn ich bei einem hoffnungslosen Fall am Krankenbett stehe, ein junges Leben vor mir am Erlöschen, das habe ich oft erfahren, dann hat nur noch das Gebet Hilfe gebracht. Gute Frau, danket Gott, wenn eine solche Berufung an Eurer Tochter geschieht.»

Nun wagte das Mädchen auch seine Gedanken und Überlegungen zu äußern. In ruhigem ernstem Gespräch ergab sich eine enge Vertrautheit der drei Menschen, die ein rauher Schneesturm zusammengeführt hatte.

Ein Licht huschte an den Scheiben vorbei. Motorengebrumm war zu vernehmen und mahnte den Doktor an seine Pflicht. Wie dankten ihm Mutter und Tochter, während er in den erwärmten Mantel schlüpfte und Abschied nahm.

Draußen stand der Wagen im Guchsen und Sausen des Windes.

Draußen stand der Wagen mit laufendem Motor im Guchsen und Sausen des Windes, die beiden Helfer stolz dabei.

«Das ist flotte Arbeit», sagte der Doktor zu ihnen, «ich will euch nicht mit einem Trinkgeld abfertigen. Ich will euch die Hilfe und den Dienst mit mehr vergelten. Ich lade euch beide ein, sobald es euch paßt, zu mir ins Haus am See zu kommen, dann wollen wir abrechnen und ein kleines Fest veranstalten. Aber ihr habt mir den Wagen bergab gewendet, und ich muß noch hinauf ins Haslihaus.» «O je, nein, das ist zuviel», jammerte die Mutter, «das wird bei dem Sturm kein Mensch

von Euch verlangen.» Aber der Doktor ging mit raschem Schritt zu seinem Auto und sagte: «Da oben ist ein Bub in bösem Fieber, das ist wohl, wie ich vermute, die kritische Nacht, ich will noch zu ihm. Ihr beiden, Ihr zündet mir beim Wenden. Und vielen herzlichen Dank.»

Georg jedoch meinte: «Mit dem Zünden allein ist es nicht getan, Herr Doktor, da oben ist alles verweht. Aber wenn ich Euch mit dem Traktor vorausfahre, vielleicht kommt ihr hinauf. Mutter gib mir ein Stück Brot auf den Weg.»

So kam es, daß die beiden Brüder zuerst ihren Hunger stillten und dann zu zweien auf dem Traktor Vorspann machten, und auf diese Weise der Arzt noch gerade rechtzeitig zu dem fieberheißen Buben kam, um ihm in einen wohltätigen Schlaf hinüberzuhelfen.

Einsam bis zum letzten Herzschlag.

Der Winter führte ein hartes Regiment. Dies war nicht die einzige Sturmnacht, die Dr. Bernhard erlebte. Fast zwei Monate lang blieben die Schneeketten an den Rädern.

Frau von Guntern hatte wieder einmal Frau Luzia und Elisabeth mit Telefonanrufen bestürmt und solange gefleht und gejammert, bis sie versprachen, den Doktor zu suchen und ihm Bescheid zu geben.

Er fuhr dann zu ihr hinauf zu einem kurzen Besuch, war aber in großer Zeitnot wegen einer schwerkranken Frau. Unruhig und nervös, versuchte er ihren Krankheitsbericht abzukürzen, was ihren Redeschwall auf hohe Touren trieb. Sie mischte Französisch mit Salzburger-Dialekt und theateralischen Ergüssen, vermochte jedoch den Besucher nicht länger aufzuhalten.

Glatter Schlittweg und Neuschnee darauf, das ist nicht gerade die beste Unterlage für eine eilige Fahrt. Dr. Bernhard mußte vom Berghaus hinunter bis an den See, dann dem Ufer entlang und ennet dem Dorf wieder zu einem einsamen Haus hinauffahren.

Mit aller Gewalt mußte er seine Ungeduld beherrschen, aber die Gefahr, ins Rutschen zu kommen, war ständig spürbar. Der Schneewirbel wurde immer dichter. In einer engen Kehre stieß er mit dem rechten Kotflügel an einen Pfahl, wurde dann wieder in die Mitte der Fahrbahn getrieben. Er nahm sich nicht Zeit, den Schaden an seinem Wagen zu besichtigen. Da die Scheinwerfer keine bedeutenden Abweichungen zeigten, fuhr er weiter und kam auf die Seestraße hinunter.

Schneebeladene Äste hingen weit hinab. Die Scheibenreiniger vermochten nicht mehr gute Sicht zu schaffen. Vorsichtig tastete er sich der gewundenen Straße entlang, kam wieder nahe an die Bergmauer, erhielt einen leichten Stoß und schon kam er in Gefahr, zuweit nach links zu kommen.

In den Lichtern des Dorfes zappelte der Flockenwirbel wie wild vor seinen Augen. Er war froh, den grellen Lichtern zu entfliehen. Bergauf war die Fahrt besser. Der Motor summte gleichmäßig, seine Scheinwerfer fingerten über die weiten, weißen Flächen. Seine Unruhe und die Angst, zu spät anzukommen, trieben ihn zur Eile. Und da er endlich in die Nähe des Hauses gelangte, sah er kein Licht. «Bin ich unnütz heraufgefahren? Ist mir der Tod zuvorgekommen?» fragte er sich und spürte eine lähmende Müdigkeit. Im Sommer war das Haus voller Leben. Ferienleute mit Kindern bewohnten es. Im Winter blieb nur das alte Ehepaar hier oben.

Er fuhr vor die Haustüre, um nachher rückwärts zu wenden. Sie war unverschlossen. Mit seiner Taschenlampe suchte er die Stiege. Er wußte Bescheid, klopfte an die Kammertüre, bekam aber keine Antwort und trat ein. Ein Wachslicht in einem Glas auf der Kommode gab einen flackernden Schein. Der helle Kreis aus seiner Lampe streifte das Bett, fand die Kissen und ein gelbes, schweißbedecktes Gesicht.

Sachtsam schritt er über den knarrenden Boden, suchte die Hand der Frau und den Puls und sagte: «Frau Brunner, könnt Ihr mich verstehen?» Die Züge veränderten sich kaum. Er drehte das Licht an, nahm einen Stuhl und setzte sich nahe ans Bett. Sie schöpfte kurze, schnelle Atemzüge. Ih-

re Hand fuhr suchend über die Decke, dann fragte sie leise: «Bist du zurück? Lange warst du unterwegs.»

Dr. Bernhard prüfte mit dem Stethoskop die Schläge des Herzens undb wählte die Spritze, die vielleicht noch etwas Kraft in den erschöpften Körper bringen könnte.

Geduldig und schweigsam wartete er auf die Wirkung. Der Wind rüttelte an den Läden, und ein rauher Zug kam von den Fenstern her. — Kalt war es im Zimmer und der Ofen schon längst erloschen. Wieder versuchte sie zu sprechen: «... daß du da bist .. es geht zu End ... ist der Pfarrer gekommen? ...» Er wischte ihr den Schweiß von der Stirne und setzte sich wieder hin.

Nach langer Zeit öffneten sich die Lider. Sie versuchte den Blick auf ihn zu richten: «Warum trägst du den Hut? Willst du fort?» — «Frau Brunner, der Doktor ist da», sagte er, «es geht schon wieder besser!» Und dann, nach heftigem Atemholen, murmelte sie: «Wo ist mein Mann? Er hat den Pfarrer geholt ... es war noch Tag.» — Nochmals überprüfte er den Herzschlag, dann ging er hinaus, suchte Holz und Spähne und heizte den Ofen. Er braute Tee, den er nach langem Suchen in einem Schränklein fand. Beizender Rauch drang aus der Feuerstelle. Dr. Bernhard mußte sich mit den Schiebern abmühen. Sein knurrender Magen erinnerte ihn, daß er nicht zum Nachtessen daheim gewesen war. Er ging die Stiege hinab und vor das Haus. Flocken fielen ohne Pause, und dann trug sie der Wind wieder im Wirbel davon. Wieder oben, am Bett der Sterbenden, glitten vielerlei Gedanken durch seinen Kopf: «Ist der alte Mann auf seinem Weg zum Pfarrhaus verunglückt? Auf meiner Fahrt hierher ist mir am Berg niemand begegnet. Das kann noch lange dauern, bis er kommt. Oder liegt er irgendwo im Schnee und erfriert? Was haben wir in unserem reichen Land für Hilfsmittel, Radio, Telefon und Funkgeräte, Bildübertragung mittelst Sateliten, und hier stirbt eine alte Frau, allein im kalten Zimmer, tausend Meter Luftlinie vom Dorf entfernt, hat nur noch den Wunsch, ihren Mann in der Nähe zu wissen und geistlichen Beistand. Beides ist ihr verwehrt, weil Schnee fällt und der Biswind weht. Auch meine Medikamente bleiben trotz aller Mühe ohne jede Wirkung.»

So blieb er bei ihr, betete halblaut und leistete ihr jede Art Beistand, bis das Lebenslicht langsam erlosch.

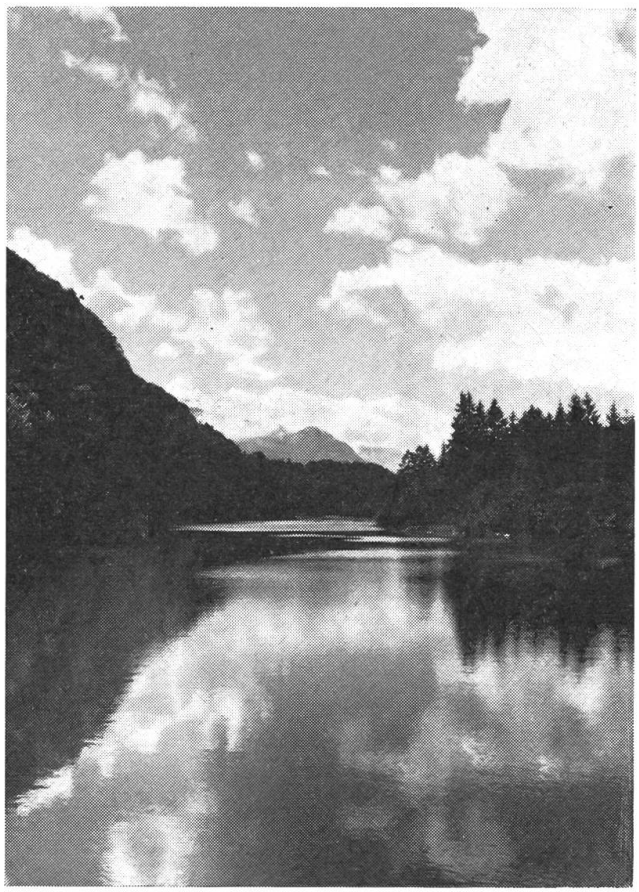


Foto J. Bütler

Am Wichelsee bei Alpnach.

Wenn der Doktor auf eine Reise fährt.

Frauen sind ideal veranlagte Geschöpfe. Wenn sie in ihrer Blütezeit nicht mit besonderer Hingabe einem Laster verfallen, sind sie imstande, grandiose Fähigkeiten zu entwickeln. Wer kennt nicht die Geduld einer Mutter mit ihrem kranken oder schwererziehbaren Kind. Oder die Zähigkeit, mit der eine junge Witwe für ihre zahlreichen Kinder sorgt. Eine Geschäftsfrau, die von morgen früh bis abends spät im Laden ihren Kunden zulächelt und

dient und zwischenhinein den Haushalt besorgt und die üblen Launen ihres Mannes erträgt.

Eine geduldige Frau, immer freundlich und liebenswert, ohne Klage verzichtend und stets voll Verständnis, führte den Haushalt im Doktorhaus am See. Wenn sie ins Theater gehen wollte und ihr Mann nicht zur verabredeten Zeit heimkam, wenn sie Hemden glätten mußte und alle paar Minuten ans Telefon gerufen wurde, wenn Oswald, ihr jüngster Sprößling, dreimal am Tag mit zerrissenen und beschmutzten Hosen heimkam, sie verlor nicht die Ruhe und nicht ihren Gleichmut.

In jener Nacht wartete Frau Luzia bis gegen Mitternacht auf ihren Mann, hielt ihm das Essen bereit und da sie endlich von der Müdigkeit übernommen zu Bett ging, legte sie ihm den Bericht über die eingelaufenen Meldungen und einen Hinweis, wo Schinken und Butterbrot zu finden sei, mitten auf das Pult. Wohl ein halbes Dutzend mal schaute sie während den Nachtstunden auf die Uhr, lauschte ängstlich auf den Wind und die Wellen, die ohne Pause an die Seemauer schlugen. Und da er endlich gegen Morgen zu erschöpft und erfroren heimkam, ließ sie es sich nicht nehmen, ihm eine warme Suppe und kräftige Kost aufzutischen. Sie fragte ihn nur, ob er vergessen habe, daß er heute an die Ärzteversammlung in die Stadt fahren müsse.

Nach kurzen Stunden der Ruhe war Dr. Bernhard schon wieder auf den Beinen, fuhr zur Garage, um Benzin einfüllen zu lassen und sah, daß sein rechter Kotflügel in der Nacht einen zünftigen Putsch abbekommen hatte. Er betrachtete den Schaden und sagte zum Garagisten: «Ich muß für zwei Tage verreisen, ich könnte unterdessen gut den Wagen hier lassen, wenn Sie mir das Blech ausbeulen und die Scheinwerfer richten können. Aber am Freitag früh muß ich ihn wieder haben.» Dienstbeflißen versicherte der Mann, er werde die Arbeit tadellos besorgen und auch gleich nachsehen, ob der Schmierdienst fällig sei. Wegen der Beule müße er wohl mit dem Maler reden.

Ohne zu ahnen, was sich damit über seinem Haupte zusammenbraute, ging der Arzt heim und fuhr bald darnach mit seinem großen Wagen an den Kongreß.

Wenig später kam ein Polizist vor die Tanksäule, ließ an seinem Wagen Oel und die Batterie kontrollieren und schlenderte unterdessen in der Garage herum, zog sein Notizbuch aus der Tasche und notierte sich die Nummer von Dr. Bernhards Wagen.

Im Dorf verbreitete sich das Gerücht, es sei an der Seestraße, vom Schnee bedeckt, die Leiche eines Fremdarbeiters gefunden worden. Alle Anzeichen deuteten daraufhin, daß er von einem Auto angefahren und liegengelassen worden sei. Arbeiter hatten ihn auf ihrem Weg in die Fabrik entdeckt. In der Autosendung des Radios war bereits davon die Rede. Die Bevölkerung wurde aufgerufen, darauf zu achten, ob ein Auto mit Unfallspuren gesehen worden sei. Zweckdienliche Mitteilungen seien möglichst sofort an den nächsten Polizeiposten zu richten, da es sich offensichtlich um einen Fall von Fahrerflucht handle.

Immer, wenn ein Arzt abwesend ist, häufen sich die Telefonanrufe und stürmen die Patienten sein Haus. Elisabeth war ständig auf den Beinen und in Eile zwischen Küche und Türe, mußte die Leute vertrösten, Medikamente herausgeben und Aufträge notieren. Aber nicht alle Besucher ließen sich mit wenigen Worten abspeisen.

Am späten Abend kam Georg. Nicht zum Nachtessen, zu dem er von Dr. Bernhard so ferundlich eingeladen war, nein, mit einer Schramme an der Stirne, mit Blut auf der Backe, am Kragen und Hemd. Er hatte seinen Hut tief über die Wunde herabgezogen und trat durch die kaum geöffnete Türe ein. Auf den Bescheid hin, der Doktor sei heute und morgen abwesend, wollte er nicht den Rat befolgen, den Arzt im nächsten Dorf aufzusuchen. Er sagte: «Fräulein Elisabeth, ich komme mit dem Velo und fahre schon bald eine Stunde mit dieser Beule an allen Drogerien, Apotheken, Samariterposten und Ärzten vor-

bei, um von unserem Doktor behandelt zu werden. Ich lasse mich nicht abwimmeln.» «Von Wimmeln ist keine Spur», bemerkte das Mädchen», und das Fräulein kannst du dir auf deinen prächtig verformten Hut stecken, schließlich sind wir auf demselben Schulhausplatz herumgetollt. Aber den Doktor kann ich dir nicht herzaubern, der ist und bleibt fort, weg, außer Landes.»

Der junge Mann besann sich einen Augenblick, ließ seine Augen umherwandern und über das Gesicht des hübschen Mädchens gleiten und sagte« «Eh nun, ich bin mich an harte Schicksalsschläge gewohnt, vielleicht kann mir die Frau Doktor ein Pulver darauf streuen.» — «Du hast wirklich Pech», bedauerte Elisabeth «Frau Luzia ist beim Coiffeur unter der Haube. Wenn du aber noch hange hier herumstehst, dann rinnt dir das Blut in die Schuhe. Du hast ohnehin eine hübsch dekorierte Fassade.»

Leicht an die Wand gelehnt, blieb er stehen und meinte: «Wie lange bist du jetzt schon hier im Haus, doch über vier Jahre? Da hast du doch bestimmt gelernt, eine Beule zu verbinden.» «Eine Beule blutet nicht», gab sie uzrück, «was du dir da, wahrscheinlich bei einer Schlägerei mit Studenten, aufgelesen hast, ist eine Wunde. Und das ist ein Problem. Ich kann dich nicht ins Ordinationszimmer hineinnehmen. Ich bin am Putzen!» Sie öffnete die Türe und wies auf den nassen Boden hin, auf dem der Kessel mit schmutzigem Wasser stand. Alle Vorhänge waren abgenommen. Georg deutete auf die breiten Fenster und sagte: «Eine schöne Aussicht auf den See habt ihr hier», und ging hinein, «fein wohnst du. Und hier ist ja auch alles da, was man braucht, Verbandzeug und Pflaster. Weißt du, mit der Zeit wird mir so langsam trümmlig, dieser bequeme Stuhl wäre mir gerade recht, darf ich?» Er wartete nicht erst auf die Erlaubnis und setzte sich, nahm den Hut ab und deutete auf seine Stirne. «Schau einmal, was sich da machen läßt» — Blut und Hut, Haut und Haar waren verklebt und boten einen erschrecklichen Anblick. Elisabeth ließ Wasser in das Becken laufen, goß eine Lösung hinein, kam mit einem feinen Tuch zu ihm her und begann damit, seine Backe zu reinigen. Wie sie der Wunde näher kam, sagte sie: «Du, das sieht gar nicht schön aus. Hat man dir eine Flasche auf dem Schädel zerschlagen? Ich weiß nicht, das muß genäht werden, sonst bleibt dir dein Leben lang ein Schönheitsfehler. — Und wenn du dann einmal um ein Fräulein wirbst, aus vornehmem Haus, du mit deiner ewigen Schulreiterei, willst ja wohl oben hinaus, dann zeigt dir diese die kalte Schulter und sagt, sie wolle keinen schlecht geflickten Mann.»

Foto L. von Matt

Am Wegrand im Schächental.

Indessen hatte sie die Krusten entfernt und die Wunde blosgelegt, holte einen Spiegel, hielt ihn ihm vor. «So sieht die Bescherung aus. Sag, willst du nun zurückfahren und dir die Fassade ordentlich renovieren lassen? Eine Starrkrampfspritze wäre ohnedies vonnöten.» Er betrachtete gelassen sein Spiegelbild und sagte mit

Nachdruck: «Ich denke nicht daran. Erstens war es keine Bierflasche, sondern ein gesund gewachsener Stein. Ich bin mit dem Rad ausgerutscht und im Schwung und Bogen in einem Schneehaufen gelandet, und darin befand sich ein kantiger Stein des Anstosses. Zweitens will ich nie im Leben ein feines Fräulein erobern. Und drittens gibt es in fünfzig Kilometer Umweg keinen Arzt, der mir meine Stirne so fein und zart behandelt, wie du es machst. Wenn du willst, kannst du dein Nähzeug holen, du warst ja in der Schule immer prima in Handarbeit.»

Immer noch damit beschäftigt, das Blut zu stillen, sagte Elisabeth: «Du bist ein starrköpfiger Dickschädel, ein Wunder, daß du nicht ohne Verstand liegen geblieben bist. Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen, dein angenehmes Aussehen für immer zu ruinieren. Ich rufe an.» Sie ging in einem eleganten Bogen um den Putzkessel herum zum Pult, nahm den Hörer in die Hand, drehte die Nummernscheibe und sprach: «Können Sie mich bitte mit Frau Dr. Bernhard verbinden? ... Ja gerne ... Frau Doktor, ich habe einen Patienten, der will nicht fort, hat eine tiefe Wunde an der Stirne, ich wollte ihn zu Dr. Zuber schicken, aber er geht mir nicht vom Fleck. Soll ich das Spitalauto bestellen? ... Noch jung, in den allerbesten Jahren, war fünf Klassen über mir in der Schule ... Nein, keine Anzeichen von Gehirnerschütterung ... Ja, gerne ... danke Frau Doktor ...», legte den Hörer auf, «sie kommt, sobald die Haare trocken sind. Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich unterdessen weitermache. Hier hast du ein steriles Tuch, du kannst dir selbst, wenn es wieder rinnt, das Blut abwischen.»

Mit sichtlichem Vergnügen schaute Georg auf die flinken Hantierungen des Mädchens, die von seinen Worten und den treffsicheren Antworten nicht unterbrochen wurden. «Seit wann trägst du diese Frisur?» «Seit bald zwei Jahren.» «Steht dir gut, sieht hübsch aus. Habe dich noch nie so gesehen.» «Kunststück, wenn du in aller Frühe in deine Schule fährst und zur Nachtzeit zurück. Ich habe nicht die Gewohnheit, in der Dunkelheit spazieren zu gehen» «Und am Tag, am Sonntag?» «Bin ich beschäftigt. Wir haben hier nicht Fünftagewoche.» «Und Ferien?» «Bin ich zuhause, Frühlingsputzete!» «Und zum Vergnügen, ich meine in der Freizeit?» «Geh ich schwimmen, mit Gummikappe, sieht man keine Frisur.» «Und im Winter?» «Lese ich, und lerne Sprachen.» «Gehst du in einen Kurs?» «Nein, Schallplatten und Tonbänder.» «Englisch?» «Und französisch, wegen den Kurgästen, und dann habe ich viel zu schreiben.» «Liebesbriefe?» «Nein, Kartothekkarten und Berichte. Dr. Bernhard schreibt nicht gerne mit der Maschine.» «Ja, Liebesbriefe sind ohnehin aus der Mode gekommen. Wird alles heute per Telefon erledigt. Du auch?» «Mein Schatz hat kein Telefon.» «Ist er blond?» «Nein.» «Schwarz?» «Nein.» — «Langhaarig?» «Nein.» «Ich werde ihm die Fassade vermöbeln.» «Warum?» «Aus Eifersucht!» «Du denkst recht ritterlich. Lernt ihr das am Technikum?» «Das ist Notwehr.» «Und was wird euch dort sonst noch beigebracht?» «Rechnen und Berechnen.» «Ist das kurzweilig?» «Nein, aber notwendig.» «Für das Leben?» «Für den Beruf, das schärft den Verstand.» «Und das Herz?»

Die Haustüre fiel ins Schloß. Einige hastige Schritte, und schon stand Frau Luzia vor ihnen. «So, da bin ich. Was fällt dir ein, Elisabeth! Diese offene Wunde, und du wirbelst Staub auf. Herrje, das ist ja der Georg! Sie haben doch meinem Mann so gut geholfen in jener Nacht. Sie hätten fürwahr eine bessere Behandlung verdient. Ach diese Haarkünstler, sie werden und werden nicht fertig. Was machen wir nun?» Georg erlaubte sich zu sagen: «Die Behandlung war ganz ausgezeichnet. Ich hätte mir keine bessere wünschen können.» Aber Frau Luzia fiel ihm ins Wort: «Und wenn die Wunde infisziert wird? Sofort einen sterilen Verband und ins Spital. Du holst den Wagen und fährst ihn hin.»

Ohne ein Wort verschwand Elisabeth, und Frau Luzia, mit ihren kunstvoll frisierten Locken, legte selbst Hand an und umwand des jungen Mannes Kopf mit einem Kranz weißer Binden.

Nach kurzer Zeit kam Elisabeth ohne Auto zurück mit dem Bescheid, der Wagen sei polizeilich beschlagnahmt und dürfe nicht herausgegeben werden.

Wie Gerüchte und Verdacht durch das Dorf schleichen.

Am andern Morgen standen Frauen und Männer vor dem Kiosk bei der Schifflände und erhaschten die letzten Exemplare eines üblen Sensationsblattes, dessen Titelseite mit der Schlagzeile geziert war: «Landarzt, der Fahrerflucht verdächtigt, floh ins Ausland. Alkoholmißbrauch nicht ausgeschlossen!»

Oswald kehrte mit einem blauen Auge und zerrissener Windjacke von der Schule heim. Er hatte auf dem Heimweg seinen Vater verteidigt.

Von allen Seiten kamen telefonische Anfragen. Die Aushilfefrau aus dem Dorf, die bestellt war, damit die Putzete bis zur Heimkehr des Doktors beendet werden konnte, wußte so viel zu berichten, daß Frau Luzia sie ständig daran erinnern mußte, an die Arbeit zu denken. Da Elisabeth über Mittag für einen Augenblick zur kranken Mutter heimkam, wurde sie in zweifacher Art ins Verhör genommen. Die Mutter wollte wissen, was Frau Luzia zu all den Gerüchten sage, ob die Polizei schon im Haus gewesen sei, wie der verunfallte Fremdarbeiter heiße und ob überhaupt ein einziger Mensch im Dorf an eine so verrückte Meldung glaube.

Auch der Vater, der von der Netzhütte kam, stellte eine Reihe von Fragen, die Elisabeth nicht beantworten konnte. Sie hatte überhaupt nicht so viel Zeit, um lange Erklärungen abzugeben. Just vor der Haustüre stieß sie noch mit ihrem Bruder, dem Justin, zusammen, wollte mit einem eiligen Gruß an ihm vorbei. Er aber hielt sie am Arm zurück und sagte: «Elisabeth, warte einen Augenblick. Nur schnell eine Frage.» «Laß mich in Ruhe», bat sie, «mir tanzt vor lauter Fragen der Kopf, und ich muß schleunigst zurück.» Aber Justin ließ nicht locker: «Ich möchte dich nur fragen, warum du die Vorhänge von den Fenstern nimmst, wenn du deinen Allerliebsten umarmst. Ich bin gestern gegen Abend mit dem Fischerboot zurückgefahren. Ich sage dir, es war köstlich, euch beiden zuzuschauen in dieser hellen Beleuchtung.» — «Mein liebes Bruderherz, so bin ich eben. Freigebig und mag andern Leuten auch etwas gönnen. Tschau!» und eilte davon.

Am Morgen kamen Frauen und Männer zum Kiosk und kauften das Sensationsblatt.

Zurückgekehrt fand sie Frau Luzia voller Verzweiflung. Wieder und wieder hatte sie versucht, ihren Mann am Telefon zu erreichen. Man hatte ihr Bescheid gegeben,

die Herren Ärzte seien bei einer Spitalbesichtigung.

Ihr Anruf dorthin wurde von einer schnippischen Telefonistin beantwortet: «Die Herren sind irgendwo im neuen Gebäude. Nein, ich kann Ihnen leider keine Verbindung geben. Wir sind ohnehin überlastet.»

Ihre Anfrage auf dem Sekretariat erhielt die Antwort, es sei nicht bekannt ob ein gemeinsames Nachtessen vereinbart sei, wahrscheinlich verteilen sich die Herren in kleinen Gruppen auf die verschiedenen Restaurants.

Also war jede Kontaktnahme verriegelt. Ratlos sank sie in den Polstersessel und sagte zu Elisabeth: «Jezt hol mir einmal seine Agenda. Wir wollen nachschauen, wo er am Mittwochabend überall hingefahren ist.»

Das letzte Dokument war der Totenschein der Frau im Haslihaus, den er noch in der Nacht ausgestellt und zum Versand bereitgelegt hatte. Aus den übrigen Notizen konnten sie auch nicht klug werden. Überhaupt war die Handschrift Dr. Bernhards nicht leicht zu entziffern. Auch wurde Frau Luzia ständig gestört.

Frauen kamen an die Türe und versicherten, daß sie den Gerüchten keinen Glauben schenken und wie sehr sie bedauern, daß des verehrten Herrn Doktors Name in den Schmutz gezogen werde. Neugierige suchten mit faulen Ausreden ins Haus zu kommen, wollten erfahren, was Frau Luzia dazu sage und ob sie verweinte Augen habe. Echte und geheuchelte Anteilnahme wurde vor ihr ausgebreitet. Die gute Frau konnte sich ihrer kaum erwehren und ersehnte Stunde um Stunde die Heimkehr ihres Mannes.

Der Einzige im Dorf, der von der ganzen Geschichte nichts wußte, war Dr. Bernhard. Müde von den vielen Vorträgen und von der endlosen Besichtigung, fuhr er durch die kalte Nacht, lauschte mit halbem Ohr auf das Mozartkonzert aus dem Lautsprecher und mußte höllisch aufpassen, daß er in den Kurven nicht ins Schleudern kam. Mit Schneehaufen auf beiden Seiten war die Fahrbahn ohnehin schmäler. Jeder entgegenkommende Wagen konnte gefährlich werden.

Und da er endlich in die Nähe seines Hauses kam, in die Einfahrt zur Garage einschwenkte, war er sehr erstaunt, so spät noch hell beleuchtete Fenster zu sehen. Kaum hatte er die Haustüre geöffnet, sah er seinen Bub, den Oswald, im Pyjama auf bloßen Füßen die Stiege heruntertrippeln und hörte ihn rufen: «Vater, ich habe ihnen gegeben. Alle habe ich verhauen, alle, die dich einen Mörder genannt haben.» In einem Satz sprang er an ihm hoch und schlang ihm die Arme um den Hals.

«Was soll das heißen, Oswald?» fragte der Heimkehrende und löste sich aus der wilden Umarmung, «aber du siehst wirklich wie ein Ringkämpfer aus.» Dann näherte sich Frau Luzia, weniger stürmisch und mit leidvollem Blick. «Was, du bist noch auf, weshalb?» wollte er wissen, «ist ein Unglück geschehen, muß ich noch fort? Nein, ich bin so müde!» Auch Elisabeth kam in Kleid und Schürze herzu, mit einem Gesicht, als ob sie eine bittere Medizin verschluckt hätte.

«Geh ins Bett, Oswald!» befahl die Frau, «Elisabeth, bring ihn hinauf.» Aber da war nichts zu machen. Der Bub wehrte sich, entglitt allen Händen und schmiegte sich an den Vater. So gingen eben alle vier in die Stube, setzten sich rings um den niederen Rauchtisch. «Hast du gegessen?», fragte die Frau, «auf leeren Magen möchte ich dir nicht erzählen, was ich zu berichten habe.» «Ja wenn du noch etwas im Kühlschrank hast; bin ich nicht unbedingt dagegen», meinte er, «aber spannt mich nicht länger auf die Folter. Jetzt bitte heraus mit der Sprache.»

Während Elisabeth das Essen holte, Bündnerfleisch, Brot und Wein auftischte und Oswald ständig dazwischenredete, versuchte Frau Luzia von all den Meldungen, Telefongesprächen und Gerüchten einen möglichst schonenden Bericht abzugeben.

Nachdenklich, mit ernster Miene, aber in aller Ruhe hörte sich Dr. Bernhard die Botschaft an und sagte dann: «Ja, ich bin spät noch auf der Seestraße auf das Dorf zu gefahren. Aber mir ist kein Mensch be-

gegnet. Den Wagen habe ich an einem Pfosten bei der Abfahrt auf der Bergstraße eingestaucht. Hat Dr. Zuber die Leiche untersucht und die gerichtsmedizinischen Feststellungen gemacht? Ich kann genau rekonstruieren, wann ich im Haslihaus angekommen bin. Das ist ein Irrtum! So, liebe Frau, und jetzt trinkst du noch ein Glas Wein mit mir. Und ihr beide, ihr hüpft in die Federn, aber rasch.»

Dem energischen Befehl wurde sofort Folge geleistet. Dr. Bernhard holte ein Glas und schenkte den Wein ohne Zittern ein.

in diesen zwei Tagen eingegangen seien. Aber es sei eben seine Pflicht, den Tatbestand genau abzuklären, schließlich handle es sich um einen Toten und das sei immer schwerwiegend und zugleich auch besonders heikel wegen der Versicherung. Und dann kamen die Fragen kreuz und quer. Der Arzt beschränkte sich darauf ruhig und kurz zu antworten.

Dann aber machte er den Vorschlag, die Bergstraße hinauf zu fahren. Er könne wohl mit Bestimmtheit den Hagpfosten ausmachen, an dem er die Beule an seinem

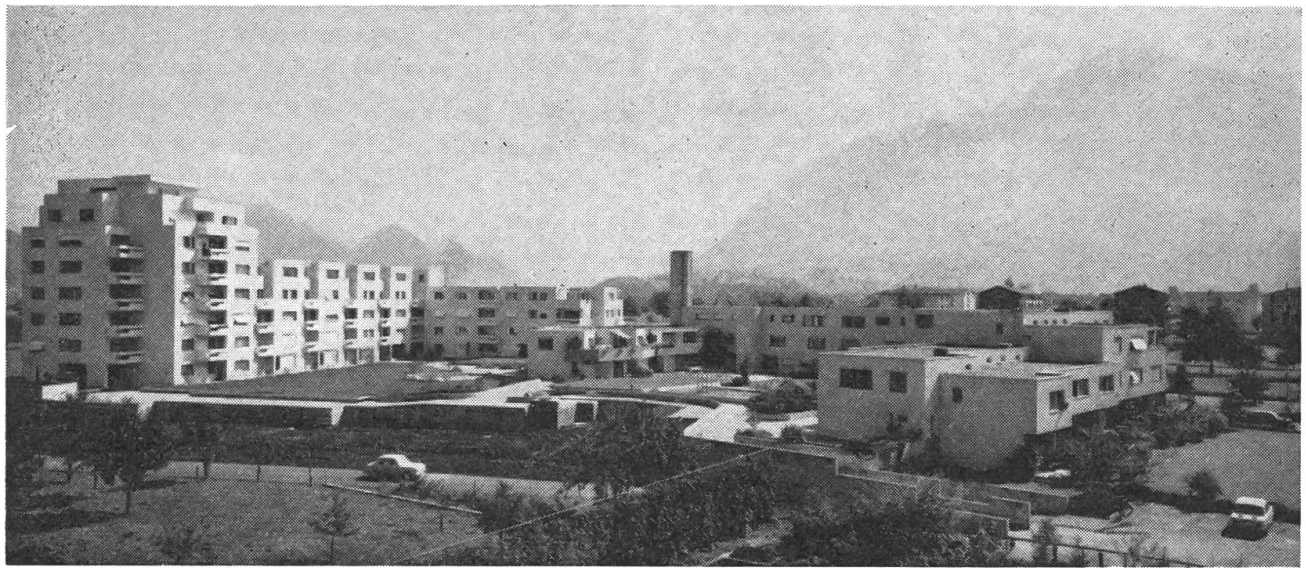


Foto R. Fischlin

Im Turmatthof hat nun die kant. Brandversicherung die zweite Etappe fertig erstellt.
Diese neuartige Siedlung findet in Fachkreisen große Beachtung und wird als Modell in einer schweizerischen Wanderausstellung in den großen Städten Europas gezeigt.

Von einem peinlichen Verhör.

Der Fahndungsbeamte kam am frühen Morgen in Zivil. Elisabeth war schon längst auf und an der Arbeit. Bald nach ihm kam Georg mit seinem verbundenen Kopf. Er hatte ein Schulbuch und ein Notizheft unter dem Arm und sagte, er habe kurzweiliges Rechnen mitgenommen, für den Fall, daß er warten müsse. Diese Vorahnung erfüllte sich in reichlichem Maß.

Die Besprechung mit der Polizei fand in der großen Stube statt. Zuerst drückte der Polizist sein Bedauern aus, daß er den Herrn Doktor mit Fragen belästigen müsse. Dies sei ihm sehr peinlich, und er persönlich glaube nicht allen Meldungen, die

Kotflügel eingefangen habe, dort seien vielleicht Farbspuren hängen geblieben. Vom Schnee zugedeckt, würden sie wohl gut erhalten geblieben sein.

Der eifrige Frager erklärte sich schließlich einverstanden, das Verhör auf diese Weise zu unterbrechen und dann, je nach dem Befund, hier wieder fortzusetzen. Also stieg Dr. Bernhard, von allen Nachbarn beachtet, in das staatliche Gefährt ein und fuhr unter polizeilicher Bewachung dem See entlang und die Bergstraße hinauf.

Unterdessen füllte sich das Wartzimmer mit Patienten. Da alle Stühle und die lange Bank besetzt waren und die Luft schon merklich dick geworden war, holte Elisa-

beth den eifrig studierenden Georg mit einem Wink heraus und bot ihm in der Küche einen Stuhl an.

«Wie geht es dir», fragte sie, «hast du Fieber, Kopfweh, Schmerzen?» Der Patient zeigte keine wehleidigen Züge und sagte: «Nicht unerträgliche Schmerzen, ich kann nicht klagen, aber wenn ich ganz aufrichtig sein will, seitdem ich hier in deiner Nähe bin, habe ich eher erhöhten Puls.» «Laß sehen, wie das aussieht. Mich nimmt doch die ganze Zeit schon wunder, was sich unter deinem Verband abspielt. Ich kann nicht länger warten.» Damit griff sie keck nach Georgs Stirnbinde und löste geschickt die Schlaufen. Sachtsam und vorsichtig entfernte sie die Auflage und da er ein wenig zurückzuckte, befahl sie: «Sei still, es darf nicht bluten, sonst merkt der Arzt daß du den Verband abgenommen hast.» «Ich habe ihn ja auch nicht abgenommen. Ich bin gar nicht neugierig. Ich kann in Seelenruhe warten, bis der Doktor kommt», hänselte Georg und schaute mit Vergnügen in das nahe Gesicht Elisabeths hinauf, das in der Aufregung und Spannung einen eigenen Zauber ausstrahlte.

«Du bist ein Heiliger», lachte das Mädchen. «Ei schau, was für eine Neuigkeit», staunte er, «hast du einen Ansatz von meinem Heiligenschein unter meiner Stirnhaut entdeckt?» «Nein, es heilt dir gut, du hast gesundes Blut», erklärte das Mädchen, «aber offen gestanden, was ich da sehe, kann ich nicht besonders hübsch nennen. Diese Stelle deines Globus ist fürwahr kein Schmuckstück.» Mit tieftrauriger Miene und ernster Stimme sagte er: «Und so werde ich vor allen Leuten ein Beweisstück deiner ärztlichen Kunst und ein unauslöschliches Andenken an dich herumtragen.»

«Mach keine dummen Spässe», entgegnete Elisabeth, «du hast keine Ahnung, wie wüst du aussiehst und wie dir das in deinem späteren Leben schaden kann. Aber ich habe inzwischen in Doktors Büchern nachgelesen. Heute kann man so etwas wunderhübsch ausglätten und wegoperieren.» Während sie die Binde wieder möglichst genau umlegte, und er sich an ihrem eifrigen Tun ergötzte, stellte er die Frage: «Warum eigentlich liegt dir so viel daran, daß ich gut aussehe?» «Ach, man hat so seinen Stolz», gab sie schnippisch zurück, «wir legen Wert darauf, daß unsere Patienten gut versorgt werden. Du mußt dir ja nicht einbilden, das sei speziell wegen dir, ich würde für einen uralten Zittergreis die gleiche Sorgfalt aufwenden. Und jetzt bekommst du einen Schnaps, weil du so schön still gehalten hast.»

Und bei diesem Gläschen Kirsch plätscherte das Gespräch und die Hänselei solange hin und her, bis der Arzt mit dem Fahndungsbeamten zurückkam.

Dabei ist zu sagen, daß die Stimmung in der Küche bedeutend heiterer und gemütlicher war als in der Stube, wo der Polizist ein Schreiben aus seiner Tasche zog und daraus eine Stelle zitierte: «Ich fühle mich verpflichtet und im Gewissen bedrängt, Ihnen mitzuteilen, daß Herr Doktor Bernhard am Mittwochabend in stark angeheitertem Zustand zu mir zur Arztvisite gekommen ist. Beim Untersuch hat mich sein cognacgetränkter Atem sehr geniert. Auf meine Einladung hin hat er übrigens noch ein ordentliches Quantum dazugeschüttet. Er war sehr nervös, hat gezittert und verließ schwankend mein Zimmer.»

Herr Doktor, das ist eine schriftliche Eingabe von Madame von Guntern, wen haben Sie nach ihr besucht?» Das Gesicht des Arztes wurde blaß. «Mein Herr», sagte er, «das ist eine glatte Lüge. Sie kennen mich seit Jahren, jedermann kennt mich im Dorf. Ich bin nicht gegen ein gutes Glas Wein und auch nicht gegen einen gemütlichen Hock, aber ich bin kein Alkoholiker und auf Krankenbesuch oder auf Fahrt schon gar nicht. Und wenn ich Ihre Frage beantworten will. Ich bin von der Schreiberin dieses Briefes direkt ins Haslihaus hinauf gefahren.» Der Polizist stellte die weitere Frage: «Haben Sie Zeugen, daß Sie dort in nüchternem Zustand angekommen sind?» «Zeugen», sagte der Arzt, «die Frau war mutterseelenallein und ist in der gleichen Nacht gestorben.»

Nach langem Schweigen und sichtlich von seiner unangenehmen Pflicht gequält,

sagte der Beamte: «Sie werden begreifen, daß wir unter diesen Umständen gezwungen sind, bis zur vollständigen Abklärung des Falles Ihnen den Führer-Ausweis zu entziehen. Ich muß Sie bitten, mir diesen auszuhändigen.» Dr. Bernhard griff nach seiner Brieftasche, suchte und übergab ihm das Dokument und sagte: «Tun Sie, was Sie für recht erachten. Versäumen Sie aber nicht, sich möglichst bald ein Gutachten über den geistigen Zustand dieser Dame zu beschaffen.»

«Ich danke Ihnen, Herr Doktor, Sie haben mir sehr geholfen. Ich werde mich wieder bei Ihnen melden.» Mit diesen Worten nahm der pflichtbewußte Mann Abschied. Dr. Bernhard begleitete ihn zur Haustüre und ging zu seinen Patienten.

Natürlich mit großer Verspätung kam Dr. Bernhard zum Mittagessen. Oswald war längst wieder in die Schule gegangen. Frau Luzia wollte ihren Mann nicht allein essen lassen. Die kurze Beschreibung seiner Besprechung mit dem Polizisten, die er ihr zwischen zwei Patienten gegeben hatte, ließ erkennen, daß er noch viel zu berichten hatte. Elisabeth war in der Praxis und überall eingesprungen. Also versammelten sich die drei um die dampfende Suppenschüssel, und niemand wollte das Thema anschneiden, das allen auf dem Herzen lag.

Zuerst begann der Arzt das Gespräch: «Es ist doch eigenartig. Die Gemeinde und der Kanton geben tausende von Franken jedes Jahr aus, damit unsere Frauen und Töchter Näharbeiten verrichten, Hosen flicken, Kleider schneidern und Löcher stopfen können. Wir armen Männer sind von diesem Unterricht ausgeschlossen. Aber die speziell ausgebildeten Nähfräulein sind nicht einmal imstand, eine aufgerissene Stirne zusammenzunähen. Was ihr beide mit dem Georg zusammengewurstelt habt, das ist kaum mehr gutzumachen. Aber das muß ich euch zugut halten, die Wunde heilt tadellos. Ich sehe, wenn ich Gefängnis aufgebrummt bekomme, kann ich euch die Praxis getrost überlassen.» «Aber nein, so sollst du nicht reden», fuhr Frau Luzia erschrocken auf, «davon kann doch keine Rede sein. Du hast mir doch beteuert und versichert, daß dir auf der Seestraße kein einziger Mensch begegnet sei.» «Das stimmt und dazu stehe ich jederzeit», sagte er ruhig und bestimmt, «aber ob ich es beweisen kann, das steht auf einem andern Blatt. Jetzt zeigt es sich, wie gut es war, daß ich dir, Elisabeth, das Autofahren beigebracht habe und du das Examen gut bestanden hast. Luzia, wenn du jeden Tag mit mir herumgondeln müßtest, Oswald würde verwildern wie ein Zulukaffer. Das habe ich dir, liebe Frau, noch nicht gesagt, sie haben mir den Führerschein entzogen.»

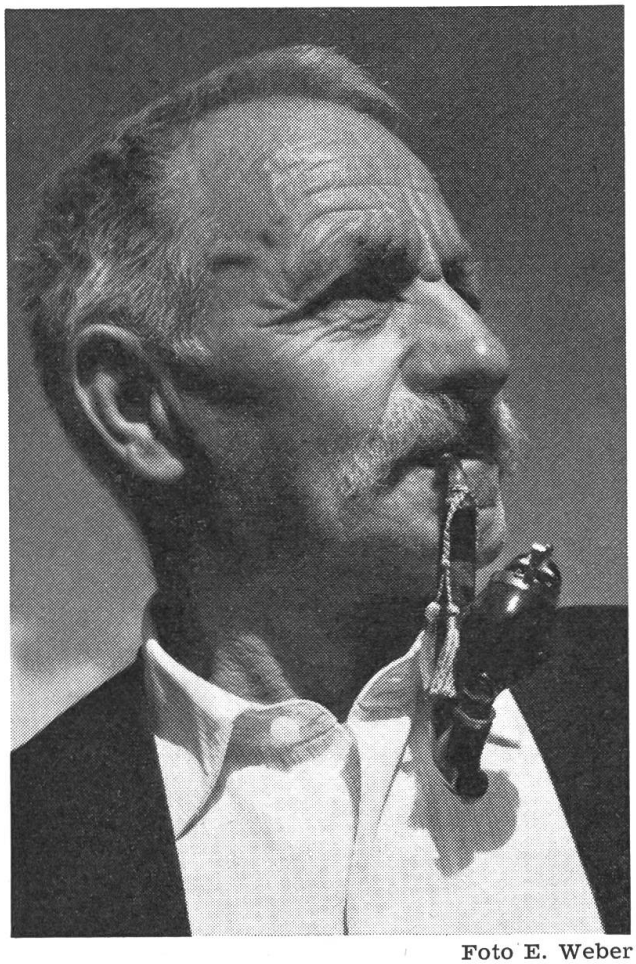


Foto E. Weber

Dr Spicherli Noldi schaut weit über das Ennetmoos hinaus.

Elisabeth wurde vor Schrecken bleich, und Frau Luzia protestierte laut: «Dazu haben sie kein Recht, das ist eine Gemeinheit. Zuerst sollen sie beweisen, daß dich eine Schuld trifft.« «Nur ruhig Blut», begann er wieder, «die Leute von der Poli-

zei haben ihre Vorschriften und müssen darnach handeln. Und mir, möchte ich fast sagen, tut es gut, wenn ich etwas mehr Bewegung bekomme. Die Leute, die Telefon und Auto haben, die können mich holen, wenn es notwendig ist. Und vielleicht komme ich dann endlich dazu, meine schriftlichen Sachen aufzuarbeiten, ohne immer die Nacht dazu zu benützen.» Frau Luzia konnte sich nicht länger beherrschen: «Also das geht nun doch über jedes Begreifen! Mit deiner Ruhe und Gelassenheit kannst mich noch aus dem Häuschen bringen. Jetzt nimmst du diese Rechtsverdreher noch in Schutz. Und ich sage, das ist eine bodenlose Schlechtigkeit. Denke nur, was die Leute sagen werden. Du bist ja erledigt. Du bist ja schon halbwegs verurteilt. Hast du dich denn nicht gewehrt?»

«Meine liebe Frau», versuchte er sie zu beruhigen, «als Arzt sehe ich viele Schicksale und habe Einblick in Verflechtungen, von denen ich nicht reden kann. Ich muß die Lage von allen Seiten betrachten. Sich auflehnen, das hat wenig Sinn. Es besteht eine Gerechtigkeit, die über den menschlichen Gesetzen steht. Wir müssen warten, bis sie eingreift und unterdessen unsere Pflicht tun, den Armen und den Kranken helfen und das Übrige dem lieben Gott überlassen. Er weiß besser Bescheid und kann weiter vorausschauen als wir».

Wenn die Tante husten muß.

Der Wagen wurde von der Polizei freigegeben. Elisabeth holte ihn ab. Sie war froh, nicht mit dem großen, schweren Auto fahren zu müssen und hatte Angst vor jedem Kratzer. Für die schmalen und kurvenreichen Wege zu den Heimen hinauf war der große nicht geeignet.

Mit der Zeit wurden die Straßen schneefrei. Das Mädchen wurde gewandter in seinen Künsten und geschickter, und bei einer Botenfahrt auf der Bergstraße nahm es sogar einen Autostopper mit. Nicht daß es sich erkühnte, langhaarige Beatle-Figuren aufzuladen, aber einen gewissen jungen Mann, den es an einem besonderen Zeichen an der Stirne erkannte, und der mühsam und eilig mit großen Schritten bergan stürmte, den lud es barmherzig ein mitzufahren. «Ei, welch ein Glück», sagte dieser, «ein doppeltes Glück. Einmal, weil ich mir so den steilen Weg und Zeit ersparen kann. Und zum zweiten, weil es mir ein besonderes Vergnügen macht, so nahe neben dir zu sitzen.» «Du siehst, wir pflegen unsere Patienten gut zu versorgen», sagte es. «Ich bin nicht mehr Patient», gab er Bescheid, «die Unfallversicherung hat mich abgeschrieben.» «Aber deine Tante ist Patient», gab Elisabeth spitz zurück, «und ihr bringe ich eben noch Medizin, damit sie in der Nacht nicht husten muß.» «Das ist aber fein», lachte er. «Was, daß deine Tante krank ist?» frug die elegante Chauffeuse. «Nein, so habe ich es nicht gemeint», sagte Georg, «aber hochfein finde ich die Gelegenheit, dich meiner Mutter vorzustellen.» «Das scheint mir gar nicht notwendig zu sein», entgegnete sie, «ich bin am Sonntag neben ihr in der Kirche gekniet.» «Dann hat sie dich nur von der Seite gesehen», meinte er, «von vorne siehst du viel schöner aus als im Profil.»

Weil Elisabeth ziemlich rassig fuhr, gelangten sie schon bald vor das Haus. Kaum auf der Stiege, rief Georg: «Mutter, Besuch kommt, hocherfreulicher Besuch! — Rauchfleisch aufschneiden! Oder hast du lieber Bienenhonig?» «Ich will zuerst die Tante besuchen», sagte sie, «ich muß ihr erklären, wieviel sie nehmen darf. Und für Geräuchertes habe ich leider keine Zeit.»

Die Mutter begleitete sie hinauf und redete: «Nein, das ist mir aber jetzt eine Freude. Die Elisabeth hier in unserem Haus zu haben, von der Georg so viel erzählt. Das wäre mir nicht im Traum eingefallen.»

Die Großtante Georgs wurde als Wohltäterin der ganzen Familie mit Liebe und Fürsorge betreut. Sie war aber auch ein guter und zufriedener Mensch. Seit einigen Tagen war sie wieder bettlägerig und freute sich auch so an jedem aufkommenden Tag. Sie sagte, sie bleibe nur bis zum Sonntagabend im Bett, sie müsse noch Tee sortieren und habe noch zu flicken vor. Sie sei froh um die Medizin, wenn sie länger krank sein müsse, dann komme sie mit ihrer Arbeit nicht mehr nach.

Neben dieser Krankenstube gewahrte Elisabeth eine halboffene Türe, hinter der Zeitungen, Zeitschriften und Pläne den Boden bedeckten. Neugierig, wie das weibliche Geschlecht seit Eva geschaffen ist, schaute das Mädchen interessiert dort hinein. Die Mutter erhaschte diesen begehrlichen Blick, schob die Türe auf, machte Licht und enthüllte so den ganzen Überblick über Georgs Studentenbude. Von den Holzwänden war kaum noch etwas zu sehen. Auch die Dachschräge war mit Plakaten und Bildern überklebt. Ein Portrait von Kennedy, ein Bild des Astronauten-Flughafens, Weltraumkarten und Mondaufnahmen überragten die selbstgezimmerten Schäfte und den mit Büchern und Zeitschriften überdeckten Tisch. — Selbstverständlich fehlten auch Großaufnahmen hübscher junger Mädchen nicht. Die Mutter sagte: «Georg will mir weis machen, das seien Fotostudien seines Freundes, und ich tue so, als ob ich ihm glaube. Meiner Erfahrung nach werden sie beim nächsten Raumflug wieder mit Astronauten überklebt.»

Aus der Türe nebenan trat Marieli und sagte: «Ich habe deine Stimme erkannt, Elisabeth. Ich freue mich, daß du da bist. Ich möchte schon lange gerne mit dir reden.» «Also, komm hinunter», schlug die Mutter vor, «wir gehen alle in die Stube.»

Dort hatte Georg bereits aufgetischt. Elisabeths Einwände, sie müsse sich beeilen, fanden kein Verständnis. Bald vereinigte sie ein munteres Gespräch. In dessen Verlauf trug Marieli sein Anliegen vor: «Wie du vielleicht weißt, gehe ich die nächste Woche ins Kloster. Zuerst die Kandidatur, dann das Noviziat und wenn alles gut geht, wird im Sommer in einem Jahr die feierliche Profeß stattfinden. Dann möchte ich gerne eine Schulkameradin aus meiner Klasse mit dabei haben, am allerliebsten dich Elisabeth. Willst du mir versprechen zu kommen?»

Die Wände mit Fotos, die Tische mit Zeichnungen überdeckt, fürwahr eine echte Studentenbude.

Von Herzen wünschte sie ihm Glück und bot ihm frohgemut die Hand, dann aber machte Elisabeth ein ernstes Gesicht und sagte: «Eigentlich beneide ich dich, du hast deinen Entschluß gefaßt und ich, ich zögere noch immer und überlege hin und her. Auch ich möchte gerne ins Kloster gehen.» «Jetzt mach aber einen Punkt», platzte Georg heraus. Aber das Mädchen fuhr unbeirrt und mit bekümmerter Miene fort: «Besonders in der letzten Zeit hat sich meine Sehnsucht nach der Stille und Abgeschiedenheit verstärkt. Ich kann mir nicht helfen. Es übernimmt mich mit Gewalt.»

Diese Worte wurden mit so viel Ernst vorgetragen, daß sogar die Mutter, deren hellwachen Augen kein Mienenspiel entging, erstaunt die Frage stellte: «Das verwundert mich, sag, warum?»

Mit niedergeschlagenen Augen und vor sich hinsinnend begann Elisabeth: «Ich bin nicht für die Welt geschaffen. Das Mitleid übermannt mich. Ich kann kein Blut mehr sehen. Wenn ein junger Mensch in die Praxis kommt, blutüberströmt und verwundet, das zerreißt mir fast das Herz. Ich kann nicht mehr essen, nicht mehr schlafen, ich finde keine Ruhe und keinen Halt. Aber was erzähle ich da und versäume meine Pflicht. Für die nächste Zeit muß ich noch ausharren. Aber schreibe mir, Marieli, wie es dir geht.» Damit stand Elisabeth auf, bot allen geschwind seine Hand und floh davon.

Wie der Pfarrer in Wut und in einen gefährlichen Disput gerät.

In der Universitätsstadt, im vierten Stockwerk eines alten Patrizierhauses, befand sich auch eine Studentenbude, keine Astronauten und übergroße Mädchengesichter zierten die Wände. Gediegene, klassische Tapetenmuster belebten den Raum, Bücher in hohen Gestellen wohlgeordnet, Stühle und Schreibtisch mit gebogenen, geschnitzten Beinen, ein orientalischer Teppich mit Tier- und Pflanzenornamenten lag auf dem glänzenden Parkett, Hefte, Zeitschriften und Notizen ordentlich aufgeschichtet. Und die vielen Briefe aus Übersee lagen im Geheimfach verschlossen.

Wer in dieses Zimmer einen Blick werfen konnte, gewann den Eindruck, daß hier ein abgeklärter Geist, die Ausgeglichenheit und die Harmonie gegenwärtig sind. Hätte der Besucher in die Gedankenwelt der Bewohnerin hineinschauen können, dann hätte er ein ganz anderes Bild gewinnen müssen. Charlotte, von Sehnsucht geplagt, von Zweifeln gequält, bewohnte diesen Raum. Während den Vorlesungen an der Universität schweiften ihre Gedanken über die Meere. Zwischen den Zeilen philosophischer Denker fand sie das Bild ihres Verlobten. Die Bücher über Kunst und Geschichte blieben im Bücherschaft stehen. Sie las Reiseberichte und Beschreibungen der Südamerikanischen Staaten. Und da die Briefe aus Argentinien seltener kamen, suchte sie in ihrer Erinnerung immer wieder jenen Tag und jene Stunde, da sie Norberts Wunsch, mit ihm auszuwandern, endgültig abgelehnt hatte.

Düster und von Nebel verhangen sah sie die Zukunft vor sich. Das heftig pulsierende Leben der Stadt, die Anteilnahme an den Veranstaltungen der Studentenschaft vermochten ihre Bedrücktheit nicht zu verscheuchen.

Der Frühling zog ins Land, Osterglocken läuteten von allen Kirchen. Blühende Bäume zierten die Hänge. Touristen strömten herbei. Das Dorf erwachte wieder aus seinem Winterschlaf. Aber mit den prächtigeen Landschaftsbildern und mit den warmen Tagen kam auch eine gefährliche Grippe ins Land, würgte ein Kind, schlug einen Mann, fesselte ganze Familien ans Bett. Sie gewann so rasch an Gewalt, daß sich die Menschen nicht vorsehen und kaum schützen konnten.

Dr. Bernhard hätte an zwanzig Orten zu gleicher Zeit sein sollen. Elisabeth und Frau Luzia lösten sich im Chauffeurdienst ab und fanden Tag und Nacht keine Ruhe. Die Patienten und die Angehörigen der Kranken stürmten das Haus am See.

In diesen Tagen verlor auch der Pfarrer sein in vielen Stürmen harterprobtes Gleichgewicht. «Jetzt ist aber endgültig Schluß», rief er in seine leere Stube hinein und schlug auf den Tisch, «jetzt ist nicht mehr Zeit, um auf Paragraphen herumzureiten. Die Lebenden fordern ihr Recht.» Er stürmte die Treppe hinab, öffnete mit Schwung sein Garagetor, flitzte mit seinem Wagen hinaus und durch das Dorf und dann die Seestraße entlang.

Unbekümmert um das nachmittägliche Schlummerstündchen tappte er mit lauten Schritten die Stiege zu des Polizeidirektors Wohnung hinauf. Bleich und abgehärmt öffnet ihm die Frau und flüsterte: «Oh je, Herr Pfarrer, mein Mann ist seit Tagen mit hohen Fiebern im Bett. Vor ei-

ner halben Stunde ist er endlich eingeschlafen. Ich möchte Sie schon sehr bitten, ihn jetzt nicht zu stören.» «Entschuldigen Sie bitte, nein, lassen Sie ihm seine Ruhe», sagte der Pfarrer leise, «ich komme ein ander Mal wieder.» Weniger energisch und jedes Geräusch vermeidend, ging er die Treppe hinab. Aber sein Entschluß blieb fest.

Mit demselben Elan fuhr er vor das Haus des Gerichtspräsidenten und verlangte Einlaß. «Nur einen Augenblick bitte, Herr Pfarrer, mein Mann ist noch am Telefon», gab die Frau Bescheid, «darf ich Sie indessen in die Stube führen?» In einen weichen Polstersessel geklemmt, von den hohen Armlehnen behindert, wartete der Pfarrer und ordnete seine durcheinandergeratenen Gedanken. Sobald der Gerichtspräsident eintrat, und die gebührende respektvolle Begrüßung stattgefunden hatte, brachte der Pfarrer mit Feuer sein Anliegen vor: «Die Kirche hat zwar nicht gern mit dem weltlichen Arm zu tun. Das will ich gleich vorausschicken. Aber wir befinden uns in einer Notlage. Ein Viertel der Gemeinde liegt im Bett. — In den letzten Wochen habe ich schon mehr Beerdigungen gehabt als sonst in einem ganzen Jahr. — Unser lieber Doktor ist ein ausgezeichneter Arzt und steht Tag und Nacht immer bereit, ohne sich zu schonen. Jetzt liegt noch seine Frau im Fieber. Die Elisabeth muß kochen und pflegen. Im ganzen Dorf ist keine Aushilfe zu bekommen. Soll jetzt unser Doktor zufuß gehen, nur weil sein Führerausweis immer noch in euern Schubladen liegt. Soviel ich weiß, sind keine neuen Beweise dazugekommen. Die Klage, die gegen ihn läuft, steht, wie Sie selber wissen, Herr Gerichtspräsident, auf schwachen Füßen. Ich glaube, es wäre an der Zeit, mit diesem Verfahren zuende zu kommen, oder allermindestens den Führerausweis provisorisch zurückzugeben. Wir sind in einer Notlage.»

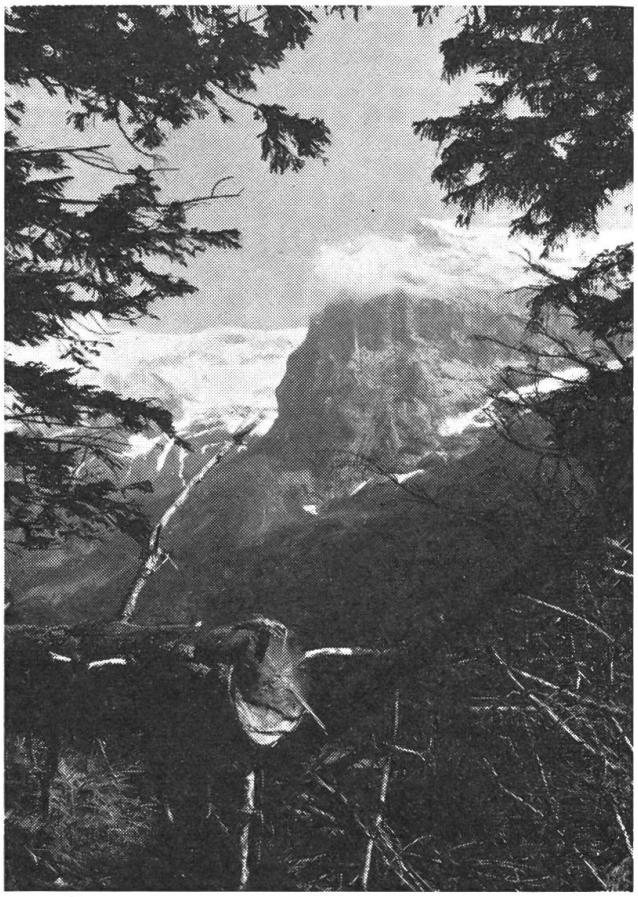


Foto J. Bütler

Blick auf den Titlis vom Zieblenwald aus.

Der gelehrte und erfahrene Gerichtsherr wiegte sein Haupt hin und her, hörte mit großem Interesse auf die stürmisch vorgetragene Rede und begann zu sprechen: «Herr Pfarrer, die Gerechtigkeit darf nicht von äußeren Einflüssen abhängig werden. — Einerseits sind, wie Sie sagen, die Beweise nicht genügend. Es besteht aber die Aussicht, daß neue Gesichtspunkte in Erwägung gezogen werden können. Die Aktenführung ist leider noch nicht abgeschlossen. Anderseits ist besonders darauf zu achten, daß Delikte im Bereich der sogenannten gehobenen Gesellschaftsschicht ohne Rücksicht auf Person und Ansehen geahndet werden. Es besteht im Volk ein tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen solche Entscheidungen, das nicht ohne schwerwiegende Folgen unberücksichtigt gelassen werden darf . . .»

Die Geduld des Pfarrers wurde durch die langfaserigen Erklärungen arg strapaziert. Er mußte sich mit aller Anstrengung beherrschen, um nicht mit hitzigen Worten hineinzufahren, hörte aber nur ungeduldig den weiteren Ausführungen zu. «Sie wissen selbst, Herr Pfarrer, wie heute, gerade in der Kirche, wohlbegründete Prinzipien ins

Wanken geraten und von hochgestellten Vertretern der Kirche unterminiert werden. Eine Zerfalls-Erscheinung, die katastrophale Folgen zeitigen wird und noch vor kurzer Zeit nicht vorausgesehen werden konnte. Wenn wir nun, die Hüter des Rechts, uns ebenfalls in diese Gefahr begeben, unsere Normen und Rechtsbegriffe aufweichen lassen, dann ist der Untergang der Gesellschaft nicht mehr aufzuhalten.»

Nun konnte der Pfarrer nicht mehr länger seine Zähne zusammenbeißen. Er unterbrach der Rede langer Fluß: «Herr Gerichtspräsident, ich anerkenne Ihre tiefschürfenden Überlegungen. Ich nehme sogar an, es sei dies wirklich und wahrhaftig Ihre Überzeugung und ich weiß, daß Sie Ihr schweres Amt mit bewundernswerter Untadeligkeit verwalten. Aber was ich Ihnen vortrage und was ich von Ihnen erbitte, verletzt weder die menschliche noch die papierene Gerechtigkeit. Mir geht es nicht um verstaubte Akten. Mir geht es um Menschenleben, die ohne die Hilfe des Arztes umkommen. Kommen Sie mit mir, setzen Sie sich für ein paar Stunden in das Doktorhaus am See, reden Sie mit den Leuten, die um Hilfe bitten, hören Sie auf die Telefonanrufe. Oder kommen Sie zu mir ins Pfarrhaus, auch das wird Sie erschüttern und überzeugen, und dann geben Sie mir ohne Zögern die Fahrerlaubnis für unseren Doktor.»

Ohne mit der Wimper zu zucken, lauschte der Gerichtsherr diesen Worten, hob dann seine Hand und entgegnete: «Sie glauben, das ist so einfach! In diesem Falle handelt es sich um einen Toten!» «Und bei meinem Anliegen», fuhr der Pfarrer dazwischen, «handelt es sich um die Lebenden!» «Vorerst müssen Kompetenzfragen abgeklärt werden», begann der Gerichtspräsident wieder, «seien Sie überzeugt, ich werde die Angelegenheit an die Hand nehmen und mit Wohlwollen und dringlich behandeln. Ich danke Ihnen für Ihren Besuch, Herr Pfarrer, Sie setzen sich mit großem Interesse für Ihre Gemeinde ein, und ich bin überzeugt, Sie haben schon in den Klassen des Gymnasiums in der Beredsamkeit eine gute Note bekommen.» — Ebenso höflich verabschiedene sich der Pfarrer und fuhr von unbändiger Wut geplagt heim.

Eine schwelende Hitze lag über dem Dorf. Auch der Abend brachte keine Abkühlung. Dr. Bernhard war erschöpft und ausgepumpt in den Garten gegeangen, hatte sich dort für einige Minuten in den Rohrstuhl gesetzt und war sogleich eingeschlummert. Dunkelheit hüllte ihn ein und das ruhige Plätschern des Sees beruhigte seine Nerven.

Rauhe Männerstimmen weckten ihn auf. Zuerst wußte er nicht, woher sie kamen, dann aber hörte er Ruderschläge. Auf der ruhigen Fläche fuhr ein Boot vorüber, und von dort her vernahm er ein Gespräch: «Gib mir noch einmal die Flasche. Schnaps ist noch allweil die beste Medizin gegen die Grippe. Du darfst dich auch nicht überanstrengen mit dem Rudern, sonst packt sie dich an.» «Ja, der Doktor hat auch noch Licht, hat auch kein gutes Leben jetzt, Tag und Nacht auf den Beinen und dann noch den Prozeß am Hals. Was nützt ihm jetzt das schöne Haus am See, die Autos, das Boot, wenn er nicht fahren und nicht schlafen kann.» «Ach was, laß denen ihre Sorge, ich habe an den eigenen genug. Gib mir noch einen Schluck! Du mußt doch nicht meinen, daß dem etwas geschieht. Die großen Herren, die halten zueinander, da hackt kein Rabe dem andern ein Auge aus. Die werden schon einen Weg finden, Schliche und Ränke, bis alles hübsch glatt geordnet ist.» «Aber glaubst du eigentlich, daß er betrunken war.» «Ach wo, das ist doch verrücktes Zeug. Der war so nüchtern wie ein Ballen Stroh. Den kennen wir doch, zwei Glas und eine dicke Zigarre und dann Feierabend. Den hat doch noch kein einziger Mensch mit Oel am Hut gesehen. Und wenn er in der Nacht gerufen wird, ist gleich welche Stunde, tip top im Senkel und sein Verstand hellwach. Aber da hat er jetzt eben Pech gehabt. Siehst du, es trifft jeden einmal, mich hats auch hingehauen.» «Man kann ja nicht wissen, ob er es gewesen ist. Ist ja noch nichts bewiesen!» «Aber Autofahren darf er noch nicht, und das deutet

Foto G. Beerle

Eis und des Winters Herrschaft wird gebrochen.

darauf hin, daß ihn jemand gesehen hat.» «Wenn ich im Gericht sitzen würde, ich hätte schon längst eine andere Spur verfolgt. Aber unsereins darf ja nichts sagen. Ich wüßte schon, wo der Unfallwagen zu finden wäre, aber eben, man setzt sich nur in die Nesseln.»

Langsam glitt das Boot außer Hörweite. Der aufgeweckte Schläfer im Garten ging langsam auf das Haus zu und dachte schmunzelnd: «Siehe da, die stille Nacht und der See können ganz nett behilflich sein, um die Volksmeinung zu erfahren.»

Vom Gewissen geplagt und gemartert.

Im Fischerhaus hatte die Grippe auch Einzug gehalten. Elisabeths Vater lag krank im Bett, der Sohn, der Justin, war wieder soweit, daß er in der Stube sitzen und in der Küche helfen konnte. Nur eine so kurze Strecke vom Doktorhaus entfernt, konnte der Arzt ohne Auto auf Besuch kommen. Früher war er oft in dieser Stube gesessen und hatte mit der Mutter geplaudert, jetzt kam er nur noch geschwind auf einen Sprung, um dem Schlimmsten zu wehren.

Die Mutter ließ ihn aber nicht so schnell aus dem Haus. «Herr Doktor», fragte sie, «wie gehts der Elisabeth? Habe sie schon lange nicht mehr gesehen. Früher kam sie doch fast regelmäßig hierher zum Schlafen, und so wars auch abgemacht, seit sie aus der Schule, seit sie bei Euch ist.» «Sie ist schlanker geworden in den letzten Wochen», gab der Arzt Bescheid. «Sie macht jetzt alles, seitdem meine Frau im Bett liegt, Haushalt, Küche, Apotheke, Schreibarbeiten, Empfangsfräulein und Chauffeuse. Ich weiß nicht, wie sie das kann, aber ich habe zu essen und Oswald auch. Wenn ich eine Hilfe bekommen könnte, ich suche seit Wochen, dann müßte sie drei, vier Tage ausschlafen bis in den Nachmittag hinein. Sie ist tüchtig geworden in dieser Zeit, selbständig, aber schlank.» «Jetzt ist sie schon bald fünf Jahre bei Euch und der Dienst wird immer strenger, nicht daß ich wegen dem Lohn zu klagen habe, Sie sind immer sehr generös mit ihr gewesen, zum Staunen, aber sie will wohl nicht das ganze Leben lang im Haushalt bleiben.»

«Gute Frau, Ihr nehmt mir meine eigenen Gedanken aus dem Mund», sagte Dr. Bernhard, «jetzt, da ich sehe, wie viel Talent und Geschick sie entwickelt, habe ich mir schon vorgenommen, mit Euch zu reden. Ich möchte sie im Sommer in die Ausbildung schicken. Für das Schulgeld komme ich auf, und wohnen kann sie bei meinen Verwandten in der Stadt. Aber das müssen wir vorerst noch einmal gründlich und in aller Ruhe besprechen, nicht wenn ich so gehetzt hin.» Und damit nahm er Abschied und eilte zum nächsten Patienten.

Beim Nachtessen sagte Elisabeth ganz energisch: «Herr Doktor, jetzt lege ich die Post zum dritten Mal neben den Teller. Briefe von gestern und vorgestern liegen noch uneröffnet dabei.» «Meine liebe Elisabeth», stöhnte er, «ich kann nicht Suppe löffeln und Briefe aufschneiden.» Das Mädchen ließ nicht locker: «Ein Brief von Guido ist dabei.» «Der soll sein Examen machen und schleunigst hierher kommen, um mir zu helfen», brummte er, «das ist besser als lange Briefe entwerfen, die man in seiner miserablen Schrift ohnehin nicht lesen kann, geh, mach sie auf, vielleicht schaue ich dann hinein.» Sie brachte ihm das Essen und machte sich daran, die Post zu öffnen: «Und da ist ein Luftpostbrief von Argentinien.» Hastig begann er zu essen und sagte kauend: «Das ist Norbert, der schreibt wieder von seiner Chemie und den Analysen, der kann warten.» Elisabeth legte die Zeitungen und Drucksachen weg und fand einen Brief ohne Marke und sagte: «Der ist amtlich, den müssen Sie lesen.» «Also gib her», knurrte der Arzt, «und wie er in den Briefumschlag hineinlangte, fiel sein Führer-Ausweis heraus, wäre ihm beinahe in die Bratensauce gerutscht, «Ei schau da, das langersehnte Dokument. Jetzt kannst du mir den Autoschlüssel übergeben. Und die Herren schreiben noch höflich dazu! Was, vorläufig? Wegen außerordentlicher beruflicher Beanspruchung? Auf zusehen hin? Eh nun, besser so als gar nichts. Das muß ich aber sogleich meiner Frau sagen», stand auf und

war für diesen Abend nicht mehr an den Tisch zu kriegen. Wenig später holte er den Wagen aus der Garage und fuhr davon.

Ein Patient, der ihm schon den ganzen Nachmittag Sorgen machte und ihn ständig beschäftigte, den wollte er noch in den bösen Fieberstunden besuchen. Die Frau begrüßte ihn händeringend und war in Verzweiflung. «Ich habe ihm alles gegeben, Herr Doktor, so, wie Sie gesagt haben, aber es hilft nicht, er hat keine Kraft mehr. Er findet keine Ruhe, wälzt sich im Bett und redet wirres Zeug.»

«Warum haben Sie mich auch nicht früher gerufen, gute Frau?» fragte der Arzt, «auf Ihren ersten Anruf habe ich ihn schon in übler Verfassung vorgefunden.» «Er wollte nicht, Herr Doktor, er wehrte sich mit aller Gewalt, und in diesem Zustand noch Streit, das wollte ich auch nicht. Sie müssen begreifen.» Beim Eintreten in das Krankenzimmer gierten die Bretter des Bodens. Im Bett mit den karierten Überzügen lag der Spengler mit hochrotem Kopf. Auf dem Nachttischchen standen die Fläschchen mit den Medikamenten und lagen feuchte Tücher. An der Wand hing das Diplom seiner Meisterprüfung in breitem Rahmen und daneben ein Muttergottesbild mit goldenem Heiligenschein.

«Wie gehts, Albert», fragte der Doktor den Patienten, «immer noch Fieber und Schmerzen?» «Es ist noch zum Aushalten, aber was nachher kommt», flüsterte er. Nach gründlicher Untersuchung und Behandlung meinte der Arzt: «Und jetzt wirst du wohl etwas Ruhe finden, wenn nicht alles täuscht. Du bist ja immer ein kräftiger und zäher Kerl gewesen, und wegen deinen Jahren müssen wir noch keine Bedenken haben. Immerhin würde ich dir raten, recht bald dem Pfarrer zu berichten. Die Kraft der heiligen Sakramente wirkt wunderbar und übersteigt alle ärztliche Kunst.» Die besorgte Frau schaute durch den Türspalt herein und fragte, ob man sie brauche. Albert gab ein Zeichen mit der Hand. Er wolle mit dem Doktor allein bleiben.

Dr. Bernhard zog einen Stuhl ans Bett des Spenglermeisters.

«Der Pfarrer ist schon dagewesen. Mit ihm bin ich gut ins Reine gekommen ... Habe geglaubt, ich sollte jetzt Ruhe finden», sagte er mühsam, «und der Notar ist heute auch gekommen, der hat es schriftlich mitgenommen ... Aber das Unrecht ist so nicht aus der Welt.»

«Du sollst dich jetzt nicht plagen, Albert», redete der Arzt ihm gut zu, «du brauchst jetzt deine Kräfte, um die Krankheit zu überwinden bleib jetzt, so ruhig, wie du kannst und überlasse alles dem lieben Gott. Ergib dich in seinen Willen, von dort wird dir die Kraft zukommen und der Mut alle Lebensgeister zu wecken.»

«Ich muß dir etwas sagen», begann der Kranke wieder zu sprechen, «und ich bringe es nicht zustand. Bleib jetzt da. Es muß gesagt sein.» Dr. Bernhard zog einen Stuhl ans Bett, blieb schweigend sitzen und nahm die fiebernasse Hand. Nach vielen schweren Atemzügen fing Albert wieder mühsam zu reden an: «Bleib da, auch wenn ich es gesagt habe ... Ich habe den Mann angefahren ... in der Winternacht den Italiener. Er ist mir im letzten Augenblick vor das Licht gelaufen ... Der Schrecken hat mich gelähmt ... Den Wagen habe ich selbst geflickt. War nicht schwer für einen alten Spenglermeister. Aber dann, als du in Verdacht gekommen bist. Ich habe den Mut nicht gehabt zu bekennen. Verzeih ...»

Sein Kopf sank tief in das Kissen hinein. Mit geschlossenen Augen lag er da und rang nach Luft. Erst nach langem Schweigen, einer unheimlichen Stille, entspannten sich die Züge des Kranken. Gewaltsam sich beherrschend, begann der Arzt zu sprechen: «Albert, jetzt bist du von deiner Last befreit. Nun kannst du mit all deiner Kraft der Krankheit wehren. Ich bleibe da, will dich in deinem Kampf unterstützen und ich will Gott bitten, uns beiden zu helfen.»

Neuartige Lohnverhältnisse.

Ein Sommer mit schweren Gewittern, Hagelschlag und Regenstürmen, Hitzetagen und schwülen Nächten plagte die Menschen, die sich nur langsam von der Grippe erholten. Der alte Marti hatte Mühe, im Garten am See Ordnung zu schaffen. Seine Arme und Beine waren während dem bösen Winter nicht gelenkiger geworden. Aber auch für diesen alten, krummen Mann sorgte die Vorsehung. Eines Tages hörte Frau Luzia, wie er mit der Stimme eines Kapitäns Befehle erteilte und kommandierte. Sie trat aus dem Haus und ging den krummen Wegen nach zwischen Büschen und Bäumen zum See hinunter, traf dort einen jungen Mann und sah, wie er mit Rechen und Grasbesen hantierte. Sie fragte, ob ihn der Marti eingestellt habe.

«Ja und nein», sagte dieser, «wir Studenten haben zusammen ausgemacht, daß wir in den Ferien alten Leuten helfen wollen. Und wie ich den Marti gesehen habe, mit Gruchsen und krummem Rücken die Karette schieben, habe ich gedacht, da ist Arbeit für mich.» Frau Luzia freute sich an diesem idealen Helferwillen der heutigen Jugend und dankte ihm für diese flotte Gesinnung.

Da sie ins Haus zurückkam, sagte sie zu Elisabeth: «Mußt dann zwei Gläser mitnehmen, wenn du dem Marti das Zabig bringst und ein ordentliches Stück kalten Braten, er hat Hilfe bekommen.»

Das Mädchen tat erstaunt, hatte aber schon längst durch alle Fenster den jungen Mann von allen Seiten betrachtet. Schon vor der gewohnten Zeit füllte es den Korb und schlenderte in den Garten. Es traf den guten Alten beim Bootshaus und sagte: «Ei, unser Doktor sucht schon seit einem Jahr eine junge Kraft, und du kommst ohne ein Wort zu sagen mit einem Knecht daher. Ist er auch gut zu brauchen?» «Jäten und verblühte Blumen auszupfen kann er schon ordentlich», meinte er, «aber der Sturm hat wieder Bretter im Bootshaus weggerissen. Das weiß ich noch nicht, ob er das ordentlich flicken kann, da brauchts eben Grütz und eine geschickte Hand dazu.» Elisabeth stellte den Korb auf die Bank und ging nachschauen, ob der Helfer wohl über die notwendigen Eigenschaften verfüge. Das Klopfen und Hämmern verstummte alsogleich. «Georg, wie kommst du dazu, dich am hellen Tag in unseren Garten einzuschleichen?» fragte es. «Nein, schau da, die Elisabeth», tat er erstaunt, «du mußt entschuldigen. Ich bin aus caritativen Gründen da.»

Die Wellen schlugen an die Mauer und die Bootswand und bald plätscherte auch ein munteres Gespräch. «Wie kann ich dich sonst sehen. Seit der Doktor wieder mit dem Auto fährt, steckst du den ganzen Tag im Haus», sagte er. «Was soll ich», meinte Elisabeth, «deine Tante ist so munter wie ein Kanarienvogel. Braucht keine Medizin und keine Spritzen.» «Und länger als drei Tage halte ich es ohne dich nicht mehr aus», jammerte er, «also habe ich mich in deine Nähe verdingt.» «Du hast, wie ich

sehe, dann und wann gute Einfälle», lachte es, «hoffentlich findest du genug Arbeit für den Sommer. Und wie steht es mit den Lohnverhältnissen?»

Georg sann einen Augenblick nach: «Ich denke mir, es soll dies die Finanzen des Haushalts nicht belasten. Ich werde meinen Lohn bei dir einkassieren. Pro Stunde angestrengter Arbeit einen Kuß, würde ich für den Anfang als angemessen betrachten, aber keine Abzüge für die AHV.» «Das ist ja enorm», tat es entrüstet, «ich habe nicht gewußt, daß du so anspruchsvoll bist. Und dabei soll ich wohl genau nach der Uhr jeden Stundenlohn in den Garten bringen.» «Nein, nicht unbedingt», meinte er sinnend, «ich bin ohnehin auf Vorschuß angewiesen.»

Sie setzten sich in das schaukelnde Boot. Bevor der alte Marti auf das Bootshaus zutrappte und die Türe öffnete, hatte Georg seinen Lohn für die nächsten drei Tage glücklich in Empfang genommen.

Unterdessen hatte sich ein Fräulein in elegantem, geblümeltem Kleidchen in die Stube des Doktorhauses gesetzt. Sie war die erste, die sich auf viele Inserate für die Stelle als Arztgehilfin bei Dr. Bernhard meldete.

Sie betrachtete mit kritischen Augen die Möbel und die Bilder an den Wänden, spielte mit dem Klappschloß ihrer Handtasche und wippte mit dem Fuß. Sie fand es ungebührlich, daß man sie warten ließ und erhob sich nur zögernd, da der Arzt zu ihr in die Stube trat.

«Mein Name ist Bender, Alice Bender, ich komme wegen der ausgeschriebenen Stelle», sagte sie und setzte sich in vorteilhafte Positur. «Freut mich, Fräulein Bender» begrüßte er sie, «ich hoffe, wir werden uns für eine gute Zusammenarbeit einigen können. Darf ich fragen, was Sie an Ausbildung genossen und wie Sie sich bisher betätigt haben?» «Ich komme direkt von der Arztgehilfinnenschule, das heißt, ich bin vorher schon einige Monate in einem Arzthaus als erste Hand engagiert gewesen. Die Zeugnisse habe ich nicht mit, ich wollte mich vorerst hier etwas umsehen. Gestatten Sie?» aber ohne die Antwort abzuwarten, griff sie in ihre Tasche, steckte sich eine Zigarette in den Mund und zündete sie umständlich an. Dabei versäumte sie nicht, dafür zu sorgen, daß der Minirock noch etwas weiter hinauf ihre hübschen Beine enthüllte.

«Und haben Sie sich über Ihre Ansprüche bereits Gedanken gemacht, Fräulein Bender?» fragte er. «Sie wissen ja, Herr Doktor, wir haben ein Reglement. Ich habe das gleich mitgebracht», damit über-

Elisabeth brachte dem alten Marti das Zabig und auch eine Stärkung für seinen Gehilfen.

reichte sie ihm ein kleines Heft, «das Gehalt ist genau fixiert. Selbstverständlich höchstens acht Stunden und Fünftagewoche, Ferien und sonstige Freitage sind darin aufgeführt. Unvermeidliche Überstunden werden doppelt berechnet. Wenn ich die Arbeit nach meinem Kopf organisieren und einrichten kann, werden Sie mit mir zufrieden sein, denn ich kann in kurzer Zeit sehr viel leisten.»

Dr. Bernhard blätterte in dem Reglement und studierte die Gehaltsskala. «Wie steht es mit den Sprachen, Fräulein Bender?» «Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, blies blauen Rauch in die Luft und betrachtete die Zigarette zwischen ihren Fingern, schnippte mit einem rotlackierten Nagel die Asche auf den Teppich und sagte: «Alles, was man eben so von der Schule mitbringt, ein wenig englisch und französisch. Aber ich nehme selbstverständlich an, daß ich das Fernsehen im Zimmer habe, dann gibt sich ja die Gelegenheit, diese Kenntnisse zu vervollkommnen. Darf ich überhaupt zuerst das Zimmer sehen, das Sie für mich in Aussicht genommen haben. Wie gesagt, ich möchte mich heute vorerst orientieren.»

Da sich Dr. Bernhard von seinem Stuhl erhob, nahm sie an, er wolle sie in ihr zukünftiges Schlafgemach führen und stand ebenfalls auf. Er jedoch bot ihr höflich seine Hand und sagte: «Fräulein Bender, in meiner Praxis brauche ich nicht unbedingt schöne Beine, eine effektvolle Frisur und künstliche Wimpern, aber ich lege großen Wert auf ein bescheidenes Wesen, Freude am Beruf und einen guten Charakter. Ich habe bei unserer Begegnung festgestellt, daß Sie nicht die gewünschten Eigenschaften besitzen. Darf ich Ihnen das Reglement wieder zurückgeben und eine angenehme Heimfahrt wünschen?»

Sie steckte das Heft in ihre Handtasche und trat durch die geöffnete Türe mit der Bemerkung: «Das habe ich auf dem Land auch nicht anders erwartet!»

Beim Nachtessen, ausnahmsweise fand es zur anberaumten Zeit statt, stöhnte Dr. Bernhard über die heutige Jugend. Oswald, dessen Gewissen dauernd mit irgendeiner Spitzbüberei belastet war, senkte seinen Kopf dem Teller zu und dachte nicht daran, zu diesem heiklen Thema Stellung zu nehmen.

«Was war das für eine aufgedonnerte Putte», fragte Frau Luzia, «die dich heute in einer Privatangelegenheit sprechen wollte?» Dr. Bernhard hob den Finger in die Luft. «Eben von diesem Wunderexemplar wollte ich berichten. Die Asche ihrer Zigarette liegt wohl noch auf dem Teppich. Sonst hat sie nichts zurückgelassen als einen penetranten Parfümduft und einen schlechten Eindruck. Das ist nun die Arztgehilfin, die ich während deiner Ausbildung, Elisabeth, anstellen soll. Ich kann nicht begreifen, wie sich solche junge Menschen das Leben vorstellen. Derartige Spezialausgaben laufen heute zu hunderten herum, es ist ein Jammer.» Elisabeth erlaubte sich den Einwurf: «Aber nicht alle sind so.»

«Da hast du auch wieder recht, Elisabeth», gab der Arzt zu. «Und ich», fuhr Frau Luzia dazwischen, «ich kann dir justament heute von einem jungen Mann erzählen, der mir wirklich imponiert hat. Komme ich in den Garten und sehe Dachdeckers Georg, der dem alten Marti hilft und der mir erzählt, die Studenten vom Technikum hätten sich vorgenommen, die Ferien dazu zu benützen, alter Leute Arbeit zu übernehmen und zwar ohne Entgelt, ohne jeden Lohn. Das finde ich großartig.» Nun neigte Elisabeth den Kopf ihrem Teller zu. «Was, der Georg?» fragte Dr. Bernhard, «du erinnerst mich gerade an eine alte Schuld. Den habe ich ja hierher zum Nachtessen eingeladen und seinen Bruder auch. Das ist ja eine unendliche Zeit seither. Ist gerade recht, daß ich daran denke. Was meinst du, wäre das für morgen Abend möglich?»

Und so kam es dazu, daß Georg und sein Bruder Benno anderntags in der großen Stube im Haus am See zu Gast am Tisch sassen, von Elisabeth in weißer Schürze liebenswürdig und ehrenvoll bedient wurden, aus Flaschen mit verstaubten Etiketten edle Weine vorgesetzt bekamen und in derart heitere und frohe Stimmung ge-

rieten, daß der freundliche Gastgeber den beiden die Mühe des stotzigen Heimwegs nicht mehr zumuten wollte. «Elisabeth, du fährst dann die beiden hinauf», sagte er, «so bleibt uns noch eine gemütliche Stunde.»

Ohne sich zu zieren und ohne doppelten Lohn für Überstunden zu verlangen, erklärte sich das Mädchen bereit, in später Stunde Chauffeurdienste zu verrichten. Wenn die Zurückgebliebenen nicht alsobald in tiefen Schlaf gesunken wären, hätten sie wohl ängstlich nach dem Grund geforscht, warum das Mädchen so lange nicht zurückkomme.

Per Telegramm zurückgerufen.

Wieder einmal lag ein Luftpostbrief von Übersee neben Dr. Bernhards Suppenteller. Diesmal enthielt er keine Fotos von ausgedehnten Flugreisen, von fremdländischen Trachten und Gebräuchen, aber dafür einen schwerwiegenden Inhalt. — Norbert schrieb, seine Firma habe ihm einen gut honorierten, wichtigen Posten in Rosario offeriert, wenn er bis zum Abschluß der jetzt laufenden Forschungen dort bleibe. Ein genauer Termin könne noch nicht bestimmt werden, er vermute aber, daß ein oder allerhöchstens zwei Jahre ausreichen könnten. Er gewinne dadurch Einblicke in wissenschaftliche Unternehmungen. Es sei dies eine einmalige Gelegenheit und verschaffe ihm für seine ganze spätere Karriere einen ungeheuren Vorsprung. Er habe jedoch Charlotte versprochen, unter allen Umständen im Frühherbst zurückzukommen. Vor einem Monat habe er Charlotte diese Aussichten in einem ausführlichen Brief dargelegt und seither keine Antwort bekommen. Er sei bereit, alles liegen und stehen zu lassen und zurückzufliegen, möchte aber doch vorher die Ansicht seines verehrten und lieben zukünftigen Schwiegervaters vernehmen und hoffe auch, daß er vor einem endgültigen Bescheid mit seiner lieben Braut reren würde.

Foto A. Odermatt

's Agnes hed Freid a siiner scheene Tracht.

Dr. Bernhard steckte den Brief wieder in den Umschlag und dann in seine Rocktasche, ließ sich diesen delikaten Auftrag einige Stunden durch den Kopf gehen und besprach sich dann am Abend mit seiner Frau. Diese fand mit echt weiblichem Instinkt eine einleuchtende und einfache Erklärung: «Charlotte ist in Italien auf einer Kunstreise. Der Brief ist ihr nachgesandt worden und ging infolge der ewigen Streikerei der Italiener auf der Post verloren. Charlotte kommt anfangs nächster Woche zurück, dann wissen wir Bescheid.» «Dem Schreiben nach», begann er, «ist Norbert von einem gewissen Termin bedrängt, ja oder nein zu sagen. Ich möchte, wenn immer möglich, keine Zeit verlieren.»

«Du kannst ihr telegraphieren», sagte Frau Luzia, «ich habe die Adressen, sie muß jetzt in Venedig sein. Wenn du sie aber zurückrufst, ohne ausführlich den Grund anzugeben, dann kommt sie mit Schreckensahnungen und heult sich auf der Rückreise die Augen aus. Was machst du dann mit einer tränenblinden Tochter, ich

kenne dich. Du wirst weich wie zerlassene Butter, und Norberts Karriere ist verdorben.»

Das Telegramm lautete: «Rückkunft dringlich erwünscht. Gruß Dr. Bernhard.» Und prompt trafen Charlotte und auch die Befürchtung der Mutter ein.

Kaum war die Haustüre hinter ihr ins Schloß gefallen, schlang die Tochter die Arme um Vaters Hals, heulte und jammerte: «Ich weiß es, er ist verunglückt. Ich habe ihn verloren!» Dr. Bernhard strich ihr liebevoll über die Haare, löste sich sanft aus dieser stürmischen Umklammerung und übergab die Tochter ihrer Mutter. Dann wendete er sich seinen letzten zwei Patienten zu.

Da er aus seinem Ordinationszimmer in die Stube zurückkam, war das Schluchzen bereits verebbt, die Seufzer besänftigt und das verweinte Antlitz getrocknet. Als Kenner seiner zartbesaiteten und feinnervigen Tochter beteiligte er sich nicht erst an den phantasievollen und wildgerankten Vermutungen und Ängsten. Er kam mit einem handfesten Vorschlag: «Nächste Woche kommt Guido heim. Er kann mich bis zum Antritt seiner Assistentenstelle vertreten. Ich habe ohnehin nach all den turbulenten Zeiten eine kleine Ausspannung nötig. Und du, Luzia, brauchst schon längst eine Luftveränderung. Wir fliegen alle drei nach Rosario und schauen uns die Probleme und die Gegend aus der Nähe an.»

Diese Worte fielen in ein lähmendes Schweigen, bis sich Charlotte aufrichtete und entrüstet ausrief: «Was, ich soll ihm nachlaufen?»

«Nein», beruhigte der Vater, «nein, nicht nachlaufen, nachfliegen sollst du ihm. Ich weiß, du kennst jetzt bald alle Bücher über Argentinien und dein Schrecken vor der Südamerikanischen Welt ist nicht geringer geworden. Ob wir jetzt nach Bayern in die Ferien fahren, oder einmal im Leben einen großen Sprung machen, das ist doch nicht so schlimm. Vielleicht kommt er mit uns zurück, ist für ihn auch kurzweiliger, als mit lauter fremden Menschen. Vielleicht gefällt es dir dort, und du verbringst die ersten Jahre deiner Ehe dort drüben und kommst mit einem Baby auf dem Arm und mit einem Bub an der Hand zufrieden und glücklich heim. Dann ist dein lieber Mann in guter Position und kann dich und deine Kinder ernähren. Aber wenn du Fragen der Etikette und veraltete Gesellschaftsformen nicht überwinden kannst, dann kaufe dir drei Dutzend Taschentücher und weine sie naß, wirf sie in die Waschmaschine und fange wieder vorne an.»

«Spotte nicht, Vater» rief sie laut, «das ertrage ich nicht. Ich komme von Angst und Qual gepeinigt heim. Und du lachst mich aus.» Damit begannen die Augen wieder zu tropfen, aber es waren nicht mehr Tränen der bitteren Not. Bald schon bahnte sich ein Gespräch an, das mit vernünftigen Überlegungen gespickt war, und am Himmel ihrer Zukunft zeichnete sich ein heller, blauer Streifen ab.

In beiden Richtungen überquerten Telegramme den Ozean. Formalitäten wurden erledigt, Flugplätze gebucht, rückständige schriftliche Arbeiten während halben Nächten abgeschlossen.

Guido, mit dem Rüstzeug der modernen Wissenschaften ausgestattet und mit dem Doktorhut geschmückt, übernahm die Patienten. Oswald reiste in ein Ferienlager. Elisabeth, Alleinherrscherin im Haus, ergriff das Zepter mit Wonne, sprang überall ein, verwöhnte den jungen Arzt mit leckeren Speisen, führte die Besucher mit freundlichem Lächeln in das Wartzimmer, bediente das Telefon, notierte die Termine und nahm sich überdies auch noch mit besonderer Sorgfalt des jüngeren der beiden Gärtner an.

Ein Mißgeschick überschattete allerdings den Beginn von Guidos ärztlicher Tätigkeit. Schon in den ersten Tagen nach der Abreise der Amerikaflieger, erlag der alte Spenglermeister, den Dr. Bernhard mit so viel Mühe und Sorgfalt aufgepäppelt hatte, einem Herzschlag. Nicht oft war er seit seiner schweren Erkrankung vor seinem Haus gesehen worden, eher noch in seiner Werkstatt. Und dann, da er von dort in die Wohnung hinauf gehen wollte, verließ ihn plötzlich die Kraft. Er wurde auf der Stiege tot aufgefunden.

Wie Georg auf den Fischfang geht.

In den letzten Tagen seiner Ferien schlenderte Georg von Doktors Garten aus dem Ufer nach und kam auch zur Hütte, wo Elisabeths Vater seine Netze zum Trocknen aufhängte. «Guten Tag», sagte er, «wie wird das Wetter? Fischer haben doch ein besonders feines Gespür für den kommenden Tag.» Peter schien nicht eben gut gelaunt zu sein und sagte nur kurz: «Regen!» «Und wie war es heute mit dem Fang?» fragte Georg. «Schlecht», gab der Fischer zurück. «Dann wollen wir auf übermorgen hoffen», meinte Georg und wollte weitergehen. Aber Peter sagte barsch: «Wenn du schon da bist, will ich es dir gleich sagen. Ich sehe das nicht gern, daß meine Elisabeth mit Studenten herumzieht. Mit Buben, von denen man nicht weiß, ob sie etwas werden und können.»

Der also Angeredete blieb verdutzt stehen und fragte: «Was höre ich da, Eure Elisabeth hats mit Studenten, das ist mir aber neu?» Peter fingerte an seinen Netzen herum und sagte scharf: «Du mußt es am besten wissen. Oder bist du etwa kein Student?» «Ja und nein», meinte Georg, kam näher und wiegte den Kopf bedächtig hin und her, «einesteils ja, ich muß noch diesen Herbst meine Examensarbeiten abschließen und andernteils nein, denn ich bin schon von einer angesehenen Firma fix angestellt, mit Besoldung und Vertrag.» «Komische Zustände sind das», stellte der Fischer fest. Seine Stimme war aber schon weniger rauh.

«Ja, die Zeiten ändern sich», begann Georg wieder, «früher mußten die Techniker und Ingenieure Monate, ja oft Jahre auf ihre erste Stelle warten. Und heute warten die Unternehmer auf jeden tüchtigen Kopf. Ich habe am Technikum eine Arbeit gemacht über ein neues Verfahren im Maschinenbau. Daraufhin hat man sich bei den Professoren und der Direktion erkundigt und hat mir einen Vertrag vorgelegt, und das nicht etwa nur von einer Krampfbude.»

«Ihr habt gesagt, Elisabeth werde oft mit Studenten gesehen. Gehen ihr viele ins Netz?» fragte Georg.

«Ja, wenn das so ist», gab Peter zu, «dann will ich ja weniger sagen.» Georg setzte sich auf eine Kiste und kam wieder ins Reden? «Ihr habt vorhin gesagt, die Elisabeth werde oft mit Studenten gesehen. Gehen ihr viele ins Netz? Ihr müßt schon entschuldigen, wenn ich so frage, aber wie ich Euch da vor den Netzen sehe, kommt mir der Vergleich in den Sinn.»

Unwillig wendet Peter den Kopf dem jungen Manne zu und wollte schon barsch dreinfahren. Da er aber den Schalk in Georgs Augen blitzen sah, meinte er: «Du

bist, beim Eid, nicht auf den Mund gefallen. Soll mir jemand kommen und sagen, mein Mädchen teile nach allen Seiten aus, dem haue ich ein Netzblei um die Ohren. Und wenn er recht hätte, dann müßte die Elisabeth noch am gleichen Tag in die Fremde.»

«Also, einen ziemlich strengen Vater hat sie», meinte der junge Mann bedächtig, «wird auch einmal ein strenger Schwiegervater werden, wenn es einer wagt, um ihre Hand anzuhalten.» «Bis jetzt hat sich noch keiner getraut. Ist noch so jung, die Elisabeth», sagte der Vater und griff wieder in die Netze.

Georg stand von seinem Sitz auf, legte die Hand auf des Fischers Schulter und sagte: «Aber ich wage es! Und wenn Ihr wollt, mit Blumenstrauß und steifem Kragen.» «Dummes Zeug», wehrte ihn der Fischer ab, «ja auch noch Firlefanz. Aber bevor ich da ein Wort dazu sage, will ich mit der Elisabeth reden und mit meiner Frau. Kommst daher, als ob du Schnecken suchen wolltest und fällst so mit der Türe ins Haus. Und überhaupt ist jetzt höchste Zeit zum Setzen», damit ging er zum Boot hinab und stieg ein.

Georg blieb eine Weile stehen. Nur einen Augenblick lang überdachte er des Fischers Worte, dann ging er ihm nach und fragte: «Ist der Justin nicht da? Darf ich mitfahren und Euch helfen. Ich wäre schon lange gern einmal mit Euch zum Fischen ausgefahren.»

«Grünschnäbel bringen kein Glück», rief der Fischer, «aber bei diesem Wetter ist ja sowieso nicht viel Hoffnung zu haben. Verstehst du etwas von einem Motor, du patentierter Maschinist?» Diese freundliche Einladung beantwortete Georg mit einem Sprung, der das Boot zum Wanken brachte. Peter löste die Stricke. Dann begann schon das Surren der Schraube.

Elisabeth, eben damit beschäftigt, den Tisch in der großen Stube zu decken, ließ Gabel und Messer fallen und rannte zum Fenster. «Wills Gott, das ist Georg, der mit meinem Vater hinausfährt. Wie hat der das nur angestellt, in das Boot zu kommen. Er hat doch nie genug. Kaum kann er ordentlich Rasen mähen, jetzt will er auch noch fischen lernen.

Was der Sohn zu später Stunde seiner Mutter zu erzählen hat.

Im Dachdeckerhaus saß die Mutter am Tisch, die Zeitung vor sich ausgebreitet, las zuerst die Todesanzeigen, dann die Lokalnachrichten und dann einen Artikel über die liturgische Erneuerung. Sie war aber nicht mit ungeteiltem Interesse bei der Lektüre. Immer wieder stand sie auf, ging in die Küche hinaus, schaute durch die Fenster auf die Lichter im Dorf hinab, und wurde zusehends unruhiger.
Längst war Benno ins Bett gegangen und immer noch hörte sie keine Schritte auf das Haus zukommen. Unzufrieden und bekümmert sah sie auf die langsam gleitenden Zeiger der Uhr und auf den Pendel, der gleichmäßig die Zeit maß und bei jedem Vorüberhuschen aufblitzte.

Sie setzte sich in den Lehnstuhl und versuchte zu beten. Wie konnte sie besser ihrem Sohn beistehen, der in letzter Zeit so unverständliche Gewohnheiten angenommen hatte. Sie nickte ein, und so kam es, daß sie nicht einmal seinen kräftigen Schritt vernahm, auch das Aechzen der Stiegentritte nicht hörte und erst wach wurde, da Georg die Türe öffnete und fragte: «Ja Mutter, du bist noch auf? Ich habe gemeint, du habest vergessen das Licht zu löschen.» «Wie kann ich schlafen, wenn ich nicht weiß wo du bist», sagte sie erwachend. «Aber, liebe Mutter, du hast ja jetzt eben geschlafen», lachte er, «selig und glücklich geschlummert.»

«Und das mit dem Essen», entgegnete sie, «wie oft habe ich dir in letzter Zeit das Essen warmhalten müssen. Früher bist du immer rechtzeitig daheim gewesen und hast noch bis in die Nacht gearbeitet. Habe oft Kummer gehabt, du übertreibst die Studiererei. Und jetzt liegen deine Hefte und Bücher Tag um Tag am selben Ort, und die Sonne bleicht die offenen Seiten. Wo warst du denn die ganze Zeit?»

Georg nahm einen Stuhl, setzte sich ihr gegenüber, so nahe, daß er ihre Hände hal-

ten konnte und sagte: «Mutter, ich muß dir ein Geheimnis erzählen. Ich bin auf Fischfang ausgewesen.« »So etwas Verrücktes», brummte sie, «wäre besser, du würdest in deinen Büchern angeln, in der Nacht beißt doch kein Fisch.» «Ich bin mit Netzen zum Fischfang gefahren, Mutter, nicht mit der Rute. Mit Peter, mit Elisabeths Vater bin ich auf dem See gewesen. Und wegen dem Nachtessen brauchst du dich auch nicht mehr zu sorgen. Ich habe dafür ausgegeben. Und redselig bin ich, weil ich dir so viel zu erzählen habe. Hör mir jetzt bitte zu. Dann wird sich dein müdes und verschlafenes Gesicht aufheitern. Also, zuerst habe ich den Fischer gefragt, ob er etwas dagegen habe, wenn ich seine Tochter Elisabeth sobald wie nur menschenmöglich zum Traualtar führen wolle. Er hat mich einen Grünschnabel geheißen ...» Da fuhr die Mutter dazwischen: «Und da hat er recht gehabt. Re-

Die Kirche von Schmitten im Albulatal.

Forellen bekommen, Forellen blau in Zwiebeln und Kräutern gedämpft und mit goldgelbem Anken. Ich hätte dir gerne eine heimgebracht, aber fürs Erste haben wir sie alle gegessen und zweitens, sie sind zu schlüpferig, um sie in der Hand nach Hause zu tragen.»

«Also Geld hast du auch noch verjubelt. Und vom Wein bist du so redselig», grollte sie, «habe ich dafür die ganzen Jahre gespart, damit du nun den Luxus übertreibst.» «Falsch geraten, Mutter», lachte er ihr zu, «keinen Rappen habe ich det vom Heiraten und hat keinen roten Rappen, keinen Stuhl und kein Bett.»

«Hör nur zu Mutter, unterbrach er sie, «zuerst kam also der Grünschnabel und dann sind wir hinausgefahren und haben Netze gesetzt. Weil ich das nicht gewohnt bin und noch nie gemacht habe, bin ich davon hübsch naß geworden. Das hat Elisabeth vom Doktorhaus aus gesehen und ist mit flinken Füßen heimgesprungen, hat ihrer Mutter einige Worte ins Ohr geflüstert und dann die Zwiebeln geschnetzelt. Auch der Mutter sind davon die Augen

übergelaufen. Sie hat gesagt, der Georg und der Vater haben sich doch gestritten bei der Netzhütte, warum sind sie denn zusammen hinausgefahren? Aber das hat nichts genützt, Elisabeth hat die Forellen geholt und das ganze Haus hat geduftet, wie wir zurückgekommen sind. Der Vater hat auch gesagt, so von oben bis unten naß, könne ich nicht fortgehen, das müsse zuerst trocknen. Das haben wir dann gemacht, die Beine unter dem Tisch und in aller Freundschaft. Natürlich weiß die Elisabeth, daß ich kein Geld habe, aber ich habe den Vertrag mit der Maschinenfabrik aus dem Gedächtnis auswendig aufgesagt. Das hat sie auch noch nicht gewußt, weil ich es ihr immer verschwiegen habe. Daraufhin haben wir ausgemacht, jeden Rappen zu sparen, wie du das getan hast, damit wir nicht zu lange warten müssen. Der Vater hat sich dagegen gewehrt und gesagt, er möchte die Elisabeth möglichst lange in seiner Nähe haben. Ich auch, habe ich versichert, und in diesem Punkt sind wir vollständig einig gewesen.»

«Und Peters Frau», fragte die Mutter, «was hat sie gesagt?» Mit bedächtigem Nicken, immer noch seine Hände um die seiner Mutter geschlossen, sagte Georg: «Ja, weißt du, Mütter haben ein gutes Herz und sind glücklich, wenn sie von Großkindern träumen können.»

Nach diesen Worten glätteten sich die Züge der guten Frau. Sie schaute voll Liebe in das freuderfüllte Gesicht ihres Sohnes. «Georg», sagte sie, «wenn nur alles wahr ist, was du mir erzählst. Du hättest mir kein lieberes Mädchen heimbringen können. Ich möchte es auch gerne lange in meiner Nähe haben.»

Bis tief in die Nacht hinein leuchtete der Schein der Lampe aus den Stubenfenstern im Dachdeckerhaus. Auch der Ruf des Käuzchens störte das vertraute Gespräch der beiden nicht.

Und kommt ohne Frau und Tochter heim.

In der großen Stube im Doktorhaus am See saß Elisabeth einem mürrischen und erbosten Guido gegenüber. Teller und Gläser waren in hübscher Ordnung aufgestellt, die Platten mit besonderer Sorgfalt hübsch garniert, das Tischtuch untadelig weiß. Das Mädchen hatte für das Mittagessen sogar ein adrettes Kleid angezogen. All dies wurde nicht beachtet und heiterte Guidos Laune nicht auf. Er stocherte im Teller herum, als ob er Hühnerfutter daraus machen wollte, hatte sich eine Zeitschrift neben den Teller gelegt, der er mehr Beachtung schenkte als den duftenden Gerichten. Mit spitzbübischem Lächeln betrachtete Elisabeth den vergrämten jungen Arzt und fragte keck: «Darf ich dir eigentlich nicht Sie sagen?» «Das ist doch Blödsinn», knurrte er, «warum jetzt auf einmal?» «Eh nun, ich habe mir nur so gedacht, es macht sich besser vor den Leuten», sagte Elisabeth, «schließlich bist du jetzt Doktor und infolge dessen eine angesehene Persönlichkeit.» «Dummes Zeug», gab er zurück, «wenn die Leute reklamieren, sag ihnen, ich bleibe ohnehin nicht lange hier.»

Während sie ihm Wein nachfüllte, begann sie wieder: «Eigentlich bin ich ganz froh, daß du jetzt da bist und nicht dein Vater.» Verwundert schaute er auf: «Warum?» Mit ernster Miene und schalkhaften Augen sagte Elisabeth: «Von zuhause bin ich mich gewohnt, daß beim Essen von Zeit zu Zeit ein zünftiger Krach losbricht. Justin ist ein Feuerteufel und jähzornig. Wenn ihm ein Käfer über die Leber kriecht, schlägt er mit der Faust auf den Tisch und brüllt. Das hat er vom Vater geerbt, und das mußte ich hier jetzt all die Jahre entbehren. Dein Vater war nie aus der Ruhe zu bringen. Wenn man ihn mit glühenden Eisen gezwickt und auf einen brennenden Stuhl gesetzt hätte, ich glaube, er wäre imstande gewesen, ohne Stöhnen den Schweiß von der Stirne zu wischen.»

«Mach dich nur lustig über mich», brummte Guido, «du schwänzelst mit deinem Staublappen herum und kochst deine Bohnen. Und ich kann in der Landschaft umherrennen. Der Sekundarlehrer macht eine doppelseitige Brustfellentzündung, sein Bub fällt in den See, wir haben fast gar eine Stunde gepumpt, bis er wieder zu Atem kam. Dabei hat mich der Polizist

mit dummen Fragen durchlöchert. Als erfreulicher Anfang meiner Karriere kann ich des Spenglers Beerdigung in meine Lorbeeren einflechten, und dem Schlosser ist ein Splitter ins Auge geflogen. Der Gerichtspräsident hat angerufen und unverständliches Zeug geschwatzt, und daß ich noch zuoberst hinauf in den Wald mußte, weil ein Holzer seine Axt in den Schuh, statt in den Tannenast hineingeschlagen hat, davon hast du wohl auch nichts bemerkt. Aber ich danke dir herzlich für deine Anteilnahme an meinem Kümmernissen.»

Guido wollte noch wegen einem Patienten Auskunft verlangen, aber der Vater winkte ab und verschwand hinter der Türe zum Bad.

Guido kritzelte Zahlen und Buchstaben, Elisabeth wirbelte in der Küche umher, und beider Köpfe waren voller Fragen, was wohl mit Frau Luzia und Charlotte geschehen sei. Böse Nachrichten waren wohl nicht zu erwarten, das hatten sie an Dr. Bernhards Gesicht ablesen können.

Bis der Tisch gedeckt und der Wein geholt, ein prächtiger Strauß auf den Tisch

Mit Wohlbehagen schnupperte Dr. Bernhard den Duft ein, der von der reichlich gefüllten Platte aufstieg.

Solche und auch heitere Gespräche belebten die Tage, bis nach zwei Wochen gegen Abend, allein und ohne vorherigen Bericht, Dr. Bernhard aus dem Dampfschiff über den Steg und zwischen den Häusern daher, seelenruhig auf das Haus zukam. Kaum eingetreten, rief er: «Elisabeth, eine Bratwurst und Rösti. Ich habe seit den Kanarischen Inseln nicht Rechtes in den Magen bekommen!»

Ei, das gab eine Begrüßung, ein Umherrennen und Fragen und ein Staunen, warum er allein zurückkomme. «Zuerst will ich jetzt den südamerikanischen Dreck von der Haut waschen und wenn ich dann anständige, währschafte Kost zwischen den Zähnen habe, dann will ich berichten». — gestellt war, vernahmen sie keine Silbe und keinen Ton. Dann endlich kam Dr. Bernhard strahlend vor Behaglichkeit und im blendenden Weiß eines tadellosen Seidenhemdes, setzte sich in seinen Stuhl, entfaltete umständlich seine Serviette, schnupperte den Duft ein, der von der reichlich gefüllten Platte aufstieg und sagte: «Nun also, will ich Euren Gwunder nicht länger auf die Folter spannen. Du, Guido, aus der Praxis und du, Elisabeth, im Umgang mit deinem eigenen Seelenleben, ihr wißt, Frauen sind merkwürdige Geschöpfe. Meine Frau hat sich gewehrt und wollte nicht hinüberfliegen aus Angst vor der weiten Reise, dem unbekannten Land, wegen Tropenkrankheiten und Stechmücken,

Schlangen und wilden Tieren. Und jetzt findet sie die Palmen seien schöner als Tannen und Buchen und will wochenlang nicht mehr heimkommen. Charlotte hat alles aufs Spiel gesetzt, um ja nicht das geliebte Vaterland, ihre Freundinnen, Freunde und Verwandten verlassen zu müssen. Und jetzt hat auch sie mich allein heimgeschickt. Die Wiedersehensfreude mit ihrem ach so geliebten Verlobten hat alle Bedenken und Ängste ausgelöscht, diese sind im heiligen Feuer der Liebe in Rauch aufgegangen und verflogen. Am ersten Tag haben sie Sonnenbrillen gekauft und von da an sah alles ganz anders aus. Am nächsten Tag hat mir Charlotte erklärt, es mache ihr gar keine Bedenken, die ersten Jahre in einer möblierten Wohnung zuzubringen, und sie ertrage die Hitze eigentlich erstaunlich gut.»

Voll Verwunderung und Staunen hörten die beiden zu, wie der Vater von dem chemischen Betrieb erzählte, von der Arbeit, die Norbert mit seinem Forschertalent mit sehr viel Geschick ausführe, von den Zukunftsplänen und von der großen Stadt, in der Luxus und Elend sozusagen Wand an Wand wohnen. Und wie er dann weiter berichtete: «Zu Beginn der zweiten Woche wurde mir vorgerechnet, und darin ist meine Frau von jeher außerordentlich tüchtig gewesen, daß das Geld für eine Hin- und Herreise anders und besser verwendet werden könnte, zum Beispiel für eine bessere Wohnung in einem fünfundzwanzigsten Stockwerk mit Blick über alle Dächer bis in die phantastische Landschaft hinaus. Also könnte doch die Hochzeit argentinisch vollzogen werden. In einem Zeitraum von vier Wochen sei das wohl möglich, wenn man die Vermählungsanzeigen per Flugpost versende. Ich habe die totale Umkehr dieser fraulichen Ansichten mit Interesse weiter verfolgt und festgestellt, daß eine Brautmutter in diesem Stadium nur schwer von ihrer Tochter zu trennen ist. Anstatt den nächstmöglichen Termin abzuwarten, habe ich beiden den väterlichen Segen und die notwendigen Finanzen gegeben, habe das Rückflugbillet meiner Tochter verkauft und jenes meiner Frau verlängert und bin, von drei glücklichen Menschen begleitet, auf den Flughaben gefahren. Über dem Ozean lag weithin dichter Nebel, in Spanien hat mich die Hitze geplagt, und jetzt freue ich mich, denn diese Bauernbratwurst ist prima und die Rösti auch.»

Schon am ersten Tag nach seiner Rückkehr bekam Dr. Bernhard Besuch von der Polizei. Ein Herr in feinkarierter und moderner Kleidung, mit einem ansehnlichen Paket unter dem Arm, verlangte zu einem privaten Gespräch in die Stube geführt zu werden.

Aus dem Keller wird alter Wein und altes Papier geholt.

Der Arzt war darob nicht sehr erbaut. Er hatte sich vorgenommen, die wenigen Tage, da sein Sohn noch hierbleiben konnte, mit vergnüglichen Herbstfahrten auf dem See zu verbringen und auf diese Weise von der ereignisreichen Reise und ihren Strapazen auszuruhen. Er zeigte aber keinen Mißmut und begrüßte den Beamten in seiner liebenswürdigen Art. Inzwischen hatte dieser Zeit gehabt, das Paket aufzuschnüren und größtenteils zu enthüllen. Und damit sich weiter beschäftigend fragte er: «Herr Doktor Bernhard, ist das die ägyptische Plastik, die Ihnen bei dem Einbruch im Winter entwendet wurde?»

Am Leuchten seiner Augen und an dem Ausdruck überraschter Freude konnte der Besucher erkennen, daß er sich nicht getäuscht hatte. «Was bringen Sie mir? Meine Aegypterin, das ist ja großartig. Ei ei, ich habe nicht gedacht, von der Polizei eine derart köstliche Überraschung zu erleben.» Er betrachtete sie von allen Seiten mit Wonne und versäumte nicht, alle Einzelheiten genau unter die Lupe zu nehmen und sagte: «Ich versichere Sie, das ist der kostbare und so sehr vermißte Kopf. Wie haben Sie den gefunden?»

Nach dieser Feststellung und da er sich an dem Freudenausbruch des Doktors genügend geweidet hatte, setzte sich der Herr bequem und gemächlich in seinen Stuhl und begann zu berichten: «Wir haben damals natürlich sofort die Kunsthändler und

Auktionatoren im In- und Ausland informiert. Haben mit den Fotos, die uns Ihre Frau zur Verfügung gestellt hatte, einen Spezialisten beauftragt und unermüdlich gefahndet. Herr Doktor, es ist uns eine ganz besondere Freude, Ihnen diese kostbare Figur auszuhändigen, nachdem Ihnen ja leider, und wir bedauern dies aufrichtig, wegen dem Unfall mit dem Fremdarbeiter, schweres Unrecht angetan wurde. Diese bedauerliche Geschichte ist nun endgültig aus der Welt geschafft, nachdem uns der Notar ein Schriftstück übergeben hat, das die heikle Schuldfrage unmißverständlich aufklärt. Ich bin befugt, Ihnen dieses amtlich beglaubigte Dokument bekannt zu geben.»

Mit einer einfachen Handbewegung winkte Dr. Bernhard ab. «Den Inhalt kenne ich. Der alte Spenglermeister hat mir davon gesagt. Den genauen Text brauche ich nicht zu lesen. Sie ersehen daraus, ich bin im Bild.» Verblüffung und Staunen zeigte sich auf dem Gesicht des Besuchers, der lange Zeit keine Worte fand. Noch bevor sich dieser von der Überraschung erholen konnte, erhob sich der Arzt und sagte: «Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich komme sofort wieder zurück», und verschwand.

Foto A. Odermatt

Dä luegd de gnai.

Kurze Zeit später öffnete Dr. Bernhard mit dem Ellbogen die Türe, trug in der einen Hand eine verstaubte Weinflasche und in der anderen zwei Kelchgläser, stellte diese auf den Tisch, zog den Korken aus und goß den edlen Tropfen sorgfältig in die Gläser.

«Zum Wohl, mein lieber Herr», erhob er sein Glas, «Sie bringen mir viel Freude. Von dem bedauerlichen und unglücklichen Unfall wollen wir nicht mehr reden. Erzählen Sie mir jetzt ausführlich, wie Sie zu meiner verehrten Aegypterin gekommen sind, das ist ja fabelhaft, ein goldrändiges Ruhmesblatt eurer Fahndungskunst.»

Der Beamte fand zuerst nicht die richtigen Worte, zögerte und griff wieder nach dem Glas, rühmte den köstlichen Wein und begann zu reden: «Ich könnte Ihnen jetzt, Herr Doktor, in allen Einzelheiten berichten von all unseren Bemühungen, von Telefonen, Briefen und Telegrammen. Wir haben natürlich unsern Ehrgeiz, wollten nichts unversucht lassen und Ihnen beweisen, daß wir auch etwas können. Wir haben bis nach New York gefunkt. — Schließlich hat uns das Glück auf die einfachste Art geholfen. Die Buben im Dorf haben eine Papiersammlung durchgeführt, um die Not in Biafra zu lindern. Sie haben wochenlang ihre Freizeit dazu verwendet, möglichst viel Geld für die Hungernden zusammenzubringen. Ich muß sagen, wenn wir schon heutigentags mit der Jugend immense Schwierigkeiten haben, es gibt viele ideal gesinnte junge Menschen. Also die Buben und Mädchen sind mit ihrem Sammelkarren auch in das Berghaus hinaufgefahren, wo früher Frau von Guntern gewohnt hat. Die Frau dort hat sie in den Keller geführt und ihnen einen Berg von Zeitungen, Heften und Illustrierten gezeigt und gesagt: 'Das könnt ihr alles haben, aber ihr müßt den ganzen Haufen bis auf den letzten Fetzen ausräumen!' Die Kinder haben geschuftet und gekämpft, haben wohl hundertmal die steile ausgetrampte Kellerstiege hinaufgeschwitzt. Dann fanden sie in der hintersten Ecke unter all dem Zeug eine Kiste. Die Hausbesitzerin

ist die ganze Zeit dabeigestanden, hat alles im Auge behalten und schließlich die Buben fortgeschickt. Dann hat sie die Kiste untersucht und sofort der Polizei telefoniert. Wir haben die Kiste geholt, den Inhalt mit den Fotografien verglichen, und nun sind wir in den letzten Tagen geradezu ungeduldig geworden, bis Sie, Herr Doktor, endlich zurückgekommen sind.»

Unterdessen hatte Dr. Bernhard dem eifrig Berichtenden eine Zigarre angeboten, für sich eine angezündet und konnte nun sein verschmitztes Lächeln gut hinter dem blauen Rauch verbergen. In herzlichen und begeisterten Worten dankte er seinem Besucher für alle Bemühungen und die zähe Arbeit, die nun auf so einfache Art zu gutem Ende gekommen war.

Der Beamte, von diesen Worten sehr beglückt und auch vom edlen Wein in frohe Stimmung versetzt, nahm nochmals seinen Ernst zusammen und sagte gewichtig: «Herr Doktor, da die Täterin nun beweiskräftig übermittelt ist, muß ich Sie um Ihre Stellungnahme ersuchen. Ich frage Sie in aller Form, stellen Sie Strafklage gegen Frau von Guntern?» Dr. Bernhard erhob sein Glas, nahm bedächtig einen Schluck und sagte dann: «Nein, das nicht. Sie war eine schwierige Patientin und hat mir viel Kummer gemacht, aber sie ist ein kranker, süchtiger Mensch. Eine polizeiliche Verfolgung würde ihren Zustand nur verschlimmern. Ich habe meinen Beruf erwählt und bin auf der Welt, um zu helfen und zu heilen»

Als der Besucher gegangen war, rief der Doktor seinen Sohn und Elisabeth herbei, weidete sich an ihrem Staunen und Bewundern. Dann ergriff er den edelgeformten Kopf und trug ihn feierlich in die Apotheke hinein zur Nische.

Ein Brief aus dem Frauenkloster

Früh schon brachen die Winterstürme über die Berge herein, brachten Schnee und tobten sich in den weiten Wassern des Sees aus. Frau Luzia fror entsetzlich, so gut hatte sie sich an die tropische Sonne gewöhnt. Sie blieb die ersten Tage nach ihrer Rückkehr am liebsten in der Nähe des Ofens und füllte die Zeit damit aus, von der Hochzeit und dem turbulenten Leben in der fremdartigen Großstadt zu erzählen. Dann durchwühlte sie Charlottes Kleiderschränke, ihre Wäsche und ihren vielen Schmuck, wählte aus, was sie hinübersenden wollte.

Sie wußte viel zu erzählen, hatte unauslöschliche Eindrücke erhalten und war in den Wochen vor der Hochzeit mit ihrer Tochter besonders vertraut geworden. Sie schwelgte in ihren Erinnerungen und versuchte sogar, argentinische Spezialitäten und Gerichte auf den Tisch zu bringen, was zwar ihren Herrn Gemahl nicht besonders entzückte. Der Liebhaber währschafter Kost rühmte die gepfefferten Kunststücke seiner Frau wenig.

Wenn sich auch der Winter noch so herrscherlich gebärdete, der Frühling sprengte seine Fesseln, lockte die Triebe und das Laub an die Sonne und färbte die Matten und Hänge grün.

Aus dem Kloster erhielt Elisabeth einen Brief, in dem ihm Marieli in bewundernswert schöngeformten Schriftzügen mitteilte, es habe nun alle Prüfungen gut bestanden und freue sich auf den Sommer. «Wie Du weißt, lege ich großen Wert darauf, daß Du bei meiner feierlichen Profeß anwesend bist. Und da ich vermute, mein Bruder Georg werde auch kommen, wenn er schon in seinen Briefen schreibt, er habe in seinem Betrieb über alle Maßen zu tun, wird Dich seine Anwesenheit nicht stören.» Das Schreiben enthielt noch einige hinterlistige Sätze mit schalkhaften Anspielungen auf einen gewissen Lehrling des Fischereihandwerks und verrieten die fröhliche Stimmung der Schreiberin.

Dieser Brief wurde im Fischerhaus bis auf die letzten Ausdeutungen untersucht und besprochen. An einem Sonntag setzten sich Georg und Elisabeth an den Tisch, um eine Antwort zu entwerfen. Ein heikles Unterfangen, das nicht im ersten Anhieb gelingen konnte. Denn die beiden waren ja nicht ausschließlich aus diesem Grund zusammengekommen.

Sie wurden immer wieder von der endgültigen Fassung des Schreibens abgelenkt, weil

sich ihre Lippen zu nahe kamen und in dieser Stellung verbleiben wollten. Solche Beschäftigungen nahmen sozusagen überhand, sodaß Elisabeth erst nach der späten Abreise ihres Geliebten die endgültige Fassung zu Papier bringen konnte.

«Heißgeliebtes Marieli und glückliche Gottesbraut!», schrieb Elisabeth, wobei das heißgeliebt absolut ihrem augenblicklichen Zustand entsprach und fuhr dann fort: «Wir müssen sparen! Jeder Batzen wird dreimal umgedreht, auch die Franken für die Bahnfahrt zu Dir. Aber wir kommen beide mit Freuden. Eine Aussteuer ist unvorstellbar kostspielig. Alle unsere Berechnungen stimmen nicht. Darum möchten wir Dich anfragen, ob die neue Liturgie eine feierliche Profeß und eine bescheidene Hochzeit in der gleichen Kirche gestatten würde. Wir könnten dann das Hochzeitsessen sparen, denn die lieben Klosterfrauen nehmen ja alle Gäste einer jungen Schwester gastfreundlich auf. Ich stelle mir vor, daß Dein Versprechen hinter dem Gitter im Chor und unsere Jaworte vor dem Gitter gegeben werden könnten. Georg ist nämlich sehr beschäftigt und kann, so leid es mir tut, nur in seltensten Fällen einen Freitag bekommen. Ob seine Betriebsleitung, die auf strengste Rationalisierung erpicht ist, für eine Profeß Verständnis aufbringt, bezweifle ich sehr. Für seine Hochzeit aber kann er laut Arbeitsvertrag allermindestens einen Tag freinehmen. Ich bin Dir sehr dankbar, wenn Du Dich über die entsprechenden liturgischen Vorschriften in Rom erkundigst. Ich warte mit Bangen auf Deinen Bescheid und grüße Dich ehrwürdig und herzlich. Deine Elisabeth.»

Schon nach einer Woche kam der Antwortbrief vom Kloster zurück: «Liebe Elisabeth! Dein Brief hat in unserem Kloster frohe Stimmung ausgelöst. Er wurde im Konvent vorgelesen. Wir rüsten uns auf das Fest. Für uns ist es ein willkommener Anlaß zu zeigen, daß wir nachkonziliar zur Welt hin aufgeschlossen sind. Der Pater Spiritual hat gesagt, Rom habe jetzt keine Zeit, sich mit solchen Fragen zu befassen. Daraus entnehme ich, daß er einverstanden ist. Frau Mutter hat gewisse Bedenken, und diese machen mir auch schwer zu schaffen. Du kommst mit Schleier und mir wird ein Schleier aufgesetzt. Wenn nun diese beiden Schleier verwechselt würden und Du als Klosterfrau hierbleiben müßtest ... Es ist nicht zum Ausdenken ... Darum finde ich Deinen Vorschlag mit dem trennenden Gitter angebracht. Sei herzlich gegrüßt, das genaue Datum meiner Profeß werde ich Dir rechtzeitig mitteilen, damit Du Dich mit dem Brautunterricht und der Eheverkündigung darnach richten kannst. Dein Marieli.»

Bei strahlendem Wetter versammelten sich die Gäste vor der Klosterkirche.

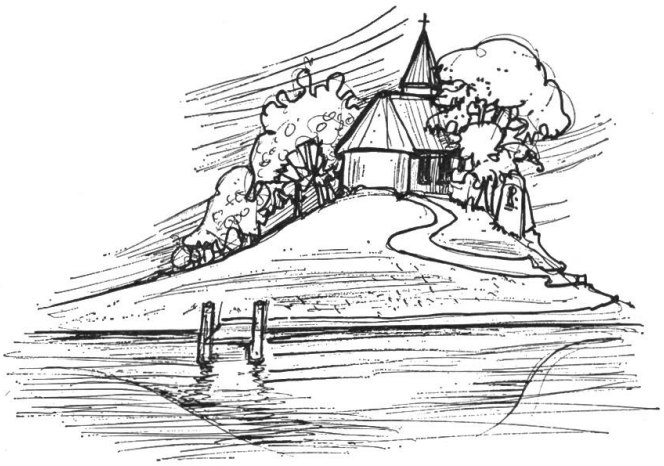
Mitten im Sommer bei strahlendem Wetter versammelten sich die Gäste vor dem Portal der Klosterkirche, die Verwandten aus dem Dachdeckerhaus umringten die freudestrahlende Mutter. Viele Freundinnen der jungen Klosterfrau brachten Blumen. Feierlich schritt Georg mit Elisabeth am Arm in die Kirche. Von der Empore erklang zartes Geigenspiel. Das Chorgitter war weit geöffnet. Still kniete die Novizin vor dem Altar.

In erhebender Feier wurde sie in die Klostergemeinde aufgenommen, voll Freude und mit fester Stimme sprach sie ihr Gelöbnis, um sich für ihr Leben in den ungeteilten Dienst Gottes zu stellen. Die alte Orgel ließ ihre besten Pfeifen und alle Register erklingen. Die Sonne vergoldete mit ihren Strahlen das Rankenwerk des festlich geschmückten Altars. Und da das Rauschen und Singen verklungen war, umschwärmten und beglückwünschten die Gäste die glückliche Gottesbraut.

Kein Edikt von Rom und keine liturgischen Bedenken hatten es verhindert, daß Georg und Elisabeth an diesem Hochfest nicht ihre Hochzeit halten konnten. Die Wohnungsnot war daran schuld. Die Fabrikleitung hatte dem tüchtigen Techniker eine betriebseigene Wohnung in Aussicht gestellt. Durch eine Verkettung von Umständen war diese nicht bezugsbereit geworden. Die beiden Verlobten waren darüber sehr betrübt, aber ihr Finanzplan kam dadurch zu besserem Polster. Ein weiterer wichtiger und ausschlaggebender Grund lag im Doktorhaus. Immer noch hatte Dr. Bernhard keinen ebenbürtigen Ersatz für Elisabeth gefunden. Er bemühte sich mit allen Mitteln darum, aber nur mit halbem Herzen. Ehrlich und aufrichtig, wie er immer war, sagt er: «Elisabeth, ich wünsche dir von Herzen Glück, aber mein Herz ist geteilt. Die eine Hälfte mag dir dein Glück gönnen, wie ich es kaum einem jungen Menschen wünschen kann. Und die andere Hälfte ist bedrückt, denn du hast mir so viele Jahre wie ein treuer Kamerad gedient und bist mir in allen Nöten beigestanden.»

Das sagte er an jenem Frühlingsmorgen auf dem Weg durch den Garten, da Elisabeth im weißen Kleid in Schleier und Myrtenkranz, mit glücklichem Leuchten in den Augen, ihren Bräugam am Arm, auf das Bootshaus zuschritt.

Eine ganze Flottille versammelte sich am Ufer, denn des Fischers Tochter konnte doch nicht anders als per Schiff zur Hochzeit fahren.

Ein milder Frühlingswind belebte die weite Fläche. Die Boote schaukelten und glitten zuerst dem Ufer nach dem Dorf entlang. Aus vielen Fenstern erschallten Rufe und winkten Fähnchen und Tücher. Dann drehte das vorderste Boot mit dem Brautpaar, von Doktor Bernhard gesteuert, auf den offenen See hinaus und fuhr, begleitet von den festlich geschmückten Schiffen, jener Kapelle zu, die am andern Ufer erhaben auf einem Hügel und im Licht der strahlenden Morgensonne stand.

Schon weit über alle Wellen hin kam ihnen der helle Klang der Glocke entgegen und bot ihnen Gruß und Willkomm.